



SPRACH REPORT

2. Quartal

2/94

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

» You can be sure its schnell«

Germanismen im Englischen

von Anthony W. Stanforth

Daß die deutsche Sprache im zwanzigsten Jahrhundert – und besonders nach dem Zweiten Weltkrieg – viele Anglizismen übernommen hat, ist allgemein bekannt. Weniger bekannt dagegen ist die Tatsache, daß es einen (freilich weniger intensiven) Gegenstrom von deutschen Wörtern gibt, die in die umgekehrte Richtung entlehnt werden.

Die ersten Entlehnungen aus dem Deutschen erfolgten im 16. Jahrhundert, und in den darauffolgenden Jahrhunderten stieg ihre Zahl, um im 19. und frühen 20. Jahrhundert einen Höhepunkt zu erreichen. Dieser sprachliche Austausch dauert noch heute an. Er bildet einen Teil des normalen kulturellen Kontakts zwischen der deutschsprachigen und der englischsprachigen Welt und spiegelt oft die Beziehungen zwischen diesen beiden Welten wider. Neben den internationalen Entlehnungsbahnen treten im Falle des Amerikanisch-Englischen (AE) die sprachlichen Berührungen zwischen den Amerikanern und den deutschsprachigen Einwanderern hinzu. Viele der deutschen Wörter, die das AE aus der Sprache der deutschen Einwanderer übernommen hat, sind dann zusammen mit anderen Amerikanismen ins Britisch-Englische (BE) gelangt.

Welche Arten von Wörtern werden entlehnt?

Das deutsche Lehngut im Englischen läßt sich in drei Hauptkategorien einteilen: Die erste Kategorie enthält Wörter, die Gegenstände, Gebräuche, Einrichtungen usw. des deutschen Kulturraumes bezeichnen und für die eine genaue Entsprechung im Englischen fehlt. In früheren Jahrhunderten wurden sie durch schriftliche Reiseberichte, heute werden sie vielfach durch die Presse, aber auch durch Radio und Fernsehen vermittelt. Gute Beispiele bietet die Sparte ›deutsche Speisen und Getränke‹ – *hock* ›deutscher Weißwein‹ (im 15. Jh. aus *Hochheimer* entlehnt), *sauerkraut*, *apple strudel*. Die Liste der deutschen kulinarischen Bezeichnungen im Englischen wächst jährlich: Neuere Beispiele im BE sind *quark*, *lebkuchen* und (über das AE) *spritzer* ›Schorle‹. Andere Lehnwörter, die eine Folge des Kontakts zwischen der angelsächsischen und der deutschsprachigen Kultur sind: *to yodel*, *gasthaus*, *loden*, *lederhosen*, *to schottische* [sic], *to waltz*.

In die zweite Kategorie fallen Germanismen, für deren Entlehnung spezifische historische Ereignisse den Anstoß gegeben haben. So wurden in- folge der Reformation Wörter wie

Protestant, *papist* entlehnt; im 17. Jahrhundert war der Dreißigjährige Krieg für *fieldmarshall*, *howitzer*, *plunder*, und *staff* (<dt. *Stab*) verantwortlich. In unserem Jahrhundert haben zwei Weltkriege und die NS-Zeit dafür gesorgt, daß deutsche militärische und politisch-ideologische Ausdrücke ins Englische hineingedrungen sind, so *mine-thrower* 1915, *to strafe* ›aus der Luft beschießen‹ 1916, *U-boat* 1917, *ersatz* 1918, *Nazi* 1930, *blitzkrieg* 1939, *lebensraum*, *führer*.

Inhalt

»You can be sure its schnell« von Anthony W. Stanforth	S. 1
Rezension	S. 3
Dialekt in Kontakt und Konflikt von Erika Werlen	S. 4
Tagungshinweis	S. 4
Impressum	S. 6
Neue Bücher	S. 6,13
Von der »Gletscherleiche« zu »unserem Uranl Ötzi« von Lorelies Ortner	S. 7
Sprachsituation und Sprachkultur (Teil 1) von Jürgen Scharnhorst	S. 9
Kurzinformation	S. 13
Glossen	S. 14,16
Tagungsbericht	S. 15

Die dritte Kategorie enthält bei weitem die meisten Wörter. Es handelt sich hier um die vielen fachsprachlichen Termini, die das Englische über die Jahrhunderte hinweg aus dem Deutschen entlehnt hat. Das allererste Wort, das (zwar über das Zwischenstadium des Niederländischen) ins Englische übernommen worden ist, ist der Bergbauausdruck ne. *glance* (<ndl. *glans* < dt. *Glanz*). Der erste Beleg stammt aus dem Jahre 1458 in der Verbindung *glance-ore*. In Deutschland war das Bergbauwesen weiter entwickelt als in England, und die sprachlichen Einflüsse auf diesem Gebiet dauerten bis ins neunzehnte Jahrhundert fort. Die Bedeutung, die der deutschsprachigen Literatur auf diesem Gebiet beizumessen ist, erkennt man daran, daß noch in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts an manchen englischen Universitäten Studenten der Naturwissenschaften, besonders aber der Geologie, der Mineralogie und der Metallurgie, in Prüfungen Kenntnisse der deutschen Sprache nachweisen mußten.

Neben den Gebieten der Mineralogie und Geologie haben die Fächer der Chemie, Biochemie, Mathematik, Physik, Philosophie und Psychiatrie eine große Anzahl von Fachtermini erfunden, die von den englischen Fachsprachen übernommen worden sind. Viele deutsche Prägungen erfolgten mittels Eigennamen (*hertz*, *fahrenheit*, *ohm*) oder aber mittels lateinischer bzw. griechischer Bestandteile. Die Tatsache, daß viele naturwissenschaftliche Termini im internationalen Gewand des Lateinischen oder Griechischen auftreten, verdeckt ihre deutsche Herkunft. Wenige Engländer und Amerikaner wissen, daß *aspirin*, *ozone*, *chromosome* und *heroin* deutsche Prägungen sind.

Die Einbürgerung der Germanismen

Nach der Entlehnung durchläuft das Lehnwort einen Einbürgerungsprozeß, indem es in die Systeme der aufnehmenden Sprache integriert wird. Infolge des Einbürgerungsprozesses können die Aussprache und Schreibung, die Morphologie und die Bedeutung der Entlehnungen an die Strukturen der aufnehmenden Sprache angepaßt, also verändert werden.

Zur Aussprache und Schreibung der Germanismen

Aussprache und Schreibung werden zusammen behandelt, weil die Germanismen vielfach in schriftlicher Form entlehnt bzw. weitervermittelt werden, was zur Folge hat, daß die englische Aussprache sich nach dem deutschen Schriftbild richtet. Dieses wird aber

nach englischen Ausspracheregeln interpretiert (*spelling pronunciation*). So reimt sich *plunder* mit *thunder*, *abseiling* wird mit [ei] wie engl. *eight* ausgesprochen. Besondere Probleme treten beim deutschen Umlaut auf, denn das englische Schreibsystem kennt dieses Zeichen nicht. Wird die *spelling pronunciation* verwendet, werden die Pünktchen einfach ignoriert – so reimt sich *doppelgänger* mit *banger*, auch wenn die Pünktchen gesetzt werden. Der schon 1548 belegte Baumname *larch* (< dt. *Lärche*) schreibt und hört sich schon längst ohne Umlaut.

In den seltenen Fällen, wo die deutsche Aussprache als Modell dient, werden die deutschen Laute durch englische ersetzt (*phonetische Substitution*). In denjenigen Fällen, wo es keine genaue Entsprechung gibt, muß der Sprecher sich mit einem benachbarten englischen Laut aushelfen (wie z.B. bei *hock*).

Die *phonetische Substitution* findet sich eher bei neu eingeführten, meist fachsprachlichen Termini in »gelehrten« Kontexten (z.B. *quellenforschung* mit [kv] statt engl. [kw]) oder aber bei deutschen Wörtern, die durch mündliche Übertragung (also vornehmlich durch die Sprache der deutschen Einwanderer in Amerika) ins Englische gekommen sind (z.B. *fresh* (< dt. *frsch*). Die *spelling pronunciation* findet sich eher bei früh entlehnten, voll integrierten Wörtern (z.B. *larch*) bzw. bei neueren Entlehnungen, die häufig verwendet werden (z.B. *to strafe*, BE [streif]).

Morphologische Einbürgerung

Die relative Einfachheit der englischen Flexionsmorphologie erlaubt die leichte Integration fremder Wörter. Während die Integration englischen Sprachmaterials ins Deutsche mittels eines *additiven* Prozesses vonstatten geht – z.B. müssen Substantive Genus zugewiesen bekommen, Adjektive Flexionsendungen usw. – handelt es sich bei der Integration in die umgekehrte Richtung um einen *reduktiven* Prozeß: Artikel und Adjektive bleiben unflektiert, der Plural wird fast durchweg durch /*(e)s/* angezeigt. Eine Ausnahme bildet der Terminus *lied* »Kunstlied«, dessen deutsche Pluralform *Lieder* gleichzeitig mitentlehnt wurde und vielfach, besonders in Zusammensetzungen (*lieder-singer*, *liederrecital*), verwendet wird.

Es gibt verhältnismäßig wenig deutsche Adjektive im Englischen. Da es im Englischen keine Adjektivflexion gibt, bleiben diese auch unflektiert (*ersatz coffee*, *no verboten topics*). Die Adjektivflexion wird erst dann problematisch, wenn das Adjektiv in einer Nomi-

nalphrase mitentlehnt wird – was selten vorkommt – so *Deutsche* [sic] *Tafelwein* – oder aber, wenn es substantiviert auftritt (*a beamte*, *the heuriger*).

Im Englischen ist ein Wechsel der Wortart nicht ungewöhnlich. Er wird durch die relativ begrenzten Flexionssysteme des Englischen begünstigt. So können auch die Germanismen leicht die Wortart wechseln, z.B. *two unutterably kitsch rooms*; *schottische* (Subst.) und *to schottische* (Verbum), beide aus dt. *der schottische Tanz*.

Nach der Entlehnung werden die Germanismen oft mit anderen englischen Wörtern zusammengesetzt. Besonders produktiv in dieser Hinsicht sind *angst* (-*prone*; -*ridden*; *techno-angst*), *lumpen* und *kitsch*. Auch die deutschen Affixe *ur-* und *-fest* sind im Englischen sehr produktiv (*ur-author*, *ur-Stalin*; *filmfest*, *popfest*, *talkfest*) und stellen somit einen interessanten deutschen Beitrag zur englischen Derivationsmorphologie dar.

Zur Bedeutung der Germanismen

Wenn ein Wort aus einer anderen Sprache transferiert wird, wird neben seiner *Form* (Aussprache, Schreibung, Morphologie) auch sein *Inhalt* übernommen. Die neu in die Sprache kommende Bedeutung muß in das semantische Gefüge der aufnehmenden Sprache eingefügt werden. Im Falle der Germanismen, die ins Englische entlehnt werden, kommt es nur selten vor, daß die Grundbedeutung des Wortes zur Zeit der Entlehnung verändert wird. Nach der Entlehnung aber können beim Lehnwort wie beim heimischen Wortschatz Bedeutungsveränderungen bzw. -verschiebungen eintreten. So bedeutete (dt. > engl.) *spanner* ursprünglich »Federspanner einer Schußwaffe«, ab 1790 bis heute dann »Schraubenschlüssel«.

Grundlegender Bedeutungswandel kommt bei den Germanismen sehr selten vor: Das Verbum *to strafe* »aus der Luft beschießen« läßt sich auf den deutschen Satz *Gott strafe England* zurückführen; *delikatessen* bedeutet heute eher »Feinkostladen« als »Feinkost«; die Bedeutung »Hafer« beim *haversack* »kleine Provianttasche« ist völlig in Vergessenheit geraten. Bei den meisten semantischen Veränderungen handelt es sich um Bedeutungserweiterung (wie oben bei *spanner*) und -verengung. Bedeutungsverengung bei Lehnwörtern entsteht oft dadurch, daß das Wort in nur einem Sinn oder Zusammenhang entlehnt wird. So haben die Wörter *kümmel* (Likör), *schnitzel* und *strudel* nur kulinarischen Sinn, während *angst* nur als psychologischer Terminus übernommen wurde.

Warum werden Germanismen gebraucht?

Ein Merkmal, das neu entlehnten Wörtern anhaftet, ist ihre fremde Erscheinung. Mit Hilfe dieses Merkmals lassen sich stilistische Effekte erzielen.

Die meisten deutschen Wörter im Englischen füllen eine sprachliche Lücke. Wörter wie *sauerkraut*, *kindergarten*, *realpolitik* bezeichnen Gegenstände bzw. Begriffe, die vor der Entlehnung von der englischen Sprache nicht erfaßt waren. (Allerdings warnen wir hier vor der Annahme, daß fehlende Begriffe notwendigerweise durch Lehnwörter bezeichnet werden müssen. Es ist aber oft einfacher und bequemer, zum Lehnwort zu greifen.) Bei den vielen deutschen Fachausdrücken im Englischen kommt der Faktor der Präzision hinzu.

Wird ein Lehnwort gebraucht, obgleich ein gleichbedeutendes englisches Wort bereitsteht, so werden bestimmte stilistische Wirkungen erzielt, wie z.B. das Herstellen einer deutschen Atmosphäre; Blickfang: (»Ticket, bitte?« Überschrift im *Observer*, 3.9.72; Kontext – Eintrittskarten für die olympischen Spiele in München); Humor: (»...the emergence of new *Musikführers* like Furtwängler and Karajan«, *Grammophone*, 9.91); Ironie: (»the advance offered to the *Führerlein* [sic, gemeint ist Margaret Thatcher]«, *Times Higher Education Supplement*, 5.4.91).

Der Gebrauch von Wörtern wie *diktat*, *verboten*, *gauleiter*, *führer* dient dazu, negative Assoziationen zu erwecken. Während aber diese letzten Beispiele vom Ballast historischer Vorurteile zeugen, ist Großbritannien nunmehr Mitglied der Europäischen Union. Wenn auch diese Partnerschaft die negativen Auffassungen sicherlich nicht aus dem Weg geräumt hat, so ist immerhin festzustellen, daß deutsche Wörter inzwischen dazu dienen können, auch *positive Assoziationen* zu erwecken. Am besten läßt sich dies in der Werbung beobachten:

»There's beer, and there's Goldbeer«
(Reklame für Tennants, 1991);
»You can be sure its schnell«
(Reklame für den Rover 820, 1991).

Besonders erfolgreich ist der Werbeslogan von Audi – *Vorsprung durch Technik* –, der inzwischen berühmt geworden ist und den Anlaß für etliche wortspielerische Abwandlungen gegeben hat (z.B. *Vorsprung durch booknik*). Die Briten mögen deutsches Essen und deutsche Getränke, sie begehren deutsche Autos, sie kaufen gern deutsche Konsumgüter. Zwar scheinen ihre positiven Einschätzungen eher materi-

ellen als geistigen Produkten aus Deutschland zu gelten, sie schätzen Deutschland als Land der Technik höher ein als das Land der Dichter und Denker, das von Scott, Carlyle und Coleridge so verehrt wurde; doch nach einem Jahrhundert negativer Gefühle ist dieser kleine Schritt in die richtige Richtung durchaus zu begrüßen.

Der Autor ist Professor an der Heriot-Watt University Edinburgh, Department of Languages.

Rezension

Sprachfähigkeit

Annette Trabold: Sprachpolitik, Sprachkritik und Öffentlichkeit. Anforderungen an die Sprachfähigkeit des Bürgers. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 1993, 240 S., DM 46,-

Aussagekräftiger als der etwas vage Haupttitel des Buches ist der der Heidelberger Dissertation, die sich dahinter verbirgt: »Sprachfähigkeit des Staatsbürgers und Öffentlichkeit. Zu den Anforderungen der artikulierten Öffentlichkeit, insbesondere der Bildungspolitik und der Medien an die Sprachfähigkeit des Staatsbürgers«.

Die Autorin hat damit ein wichtiges Thema aufgegriffen, zu dem es abschließende und ein für allemal gültige Antworten nicht geben kann, da diese von den sich wandelnden gesellschaftlichen und kommunikativen Bedingungen in einer Sprachgemeinschaft abhängig sind. Die Arbeit bezieht sich ausschließlich auf die Situation in der alten Bundesrepublik, thematisiert also weder die andersartigen Bedingungen in der DDR noch die nach der staatlichen Vereinigung sich zeigenden neuen Probleme zwischen ostdeutschen und westdeutschen Kommunikationspartnern (was kein Vorwurf ist, da die Arbeit unter anderem Vorzeichen aufgenommen worden war). Gleichwohl sind die Hauptthesen der Autorin alles andere als überholt, sondern dürften größtenteils Gültigkeit auch für die gesamte deutsche Kommunikationsgemeinschaft haben.

Wer als Ergebnis des Buches – so kommt die Verfasserin möglichen Einwänden zuvor – »eine Liste mit sprachlichen Fähigkeiten erwartet, die es nur zu erlernen und dann abzuhaken gilt, der wird enttäuscht« (S. 191); die Sprachfähigkeit des Staatsbürgers sei »keine meßbare Größe, die sich exakt

in einem Koordinatensystem eintragen läßt« (S. 15). Vielmehr soll die Arbeit als Anstoß zu »einer Einstellungs- bzw. Erwartungsänderung zum Thema ›Sprache‹ und den üblicherweise damit verknüpften Vorstellungen in der öffentlichen Diskussion« (S. 191) verstanden werden. Bedarf an entsprechender linguistisch, soziologisch und psychologisch fundierter Aufklärung erkennt die Verfasserin bei allen involvierten gesellschaftlichen Gruppen.

Den Hauptteil des Buches bilden die Kapitel 4 und 5, in denen die beiden zentralen Bereiche ›Schule‹ und ›Medien‹ mit Hilfe interpretativer Analysen auf die dort vorherrschenden Auffassungen zum Thema ›Sprachfähigkeit‹ untersucht werden. Die inhaltlichen Schwerpunkte, denen die Autorin jeweils faktenreiche, gut dokumentierte und die wesentliche Literatur auswertende Analysen widmet, ergeben sich fast zwangsläufig. Im Bereich ›Schule‹ ist es der bildungspolitische Zankapfel ›Deutschunterricht‹, dessen wechselvolle Geschichte in den alten Bundesländern nachgezeichnet und kritisch bewertet wird. Entsprechend ihrer Vorstellung von einem Sprachunterricht, »der vermittelt, sich in der Demokratie zu behaupten« (S. 206), stellt die Verfasserin die bildungspolitische Forderung auf, anstelle einseitiger Orientierung der Lehre auf Literatur und standardsprachliche Normen das Bewußtsein für ›innere Mehrsprachigkeit‹ und für ›reflektierten Sprachgebrauch‹ im Deutschunterricht der Schule zu schaffen. Nur so werde das noch immer vorrangig propagierte normativ-restriktive, statische Sprachverständnis einem mehr normenkritisch-kreativen Verständnis mit dementsprechendem Sprachumgang weichen, das den mündigen Bürger auszeichnen sollte.

Im Kapitel 5, dem umfangreichsten des Buches, setzt sich A. Trabold detailliert mit der anhaltenden Sprachverfallsklage – insbesondere in der Presse – auseinander, die die öffentliche Diskussion zum Thema ›deutsche Sprache‹ dominiere. Der unmittelbare Zusammenhang zum Buchthema ist dadurch gegeben, daß behauptet wird, der angebliche Sprachverfall sei »in erster Linie durch die sinkende Sprachfähigkeit der Bevölkerung hervorgerufen« (S. 115). Anhand vieler Beispiele zu den häufigsten Varianten des Verfallstopos werden politische Implikationen und negative Folgen derartiger Mediendiskussionen benannt, die häufig von linguistisch nicht haltbaren, aber als Tatsachen dargestellten Meinungen beherrscht werden. Solche negativen Begleit- und Folgeerscheinungen seien das Attackieren alternativer Lebensformen, die Diskriminierung von Ausländern, das Schüren von Ge-

nerationskonflikten (Stichwort ›Jugendsprache‹) u.ä. Auch der angeblich auf der Hand liegende logische Zusammenhang zwischen Fernsehen und abnehmender Lese- und Schreibbereitschaft entpuppte sich bei kritischer Betrachtung als bloße spekulative Meinungsäußerung ohne stichhaltige Beweise.

Es gehört generell zu den Positiva dieser Studie, daß mit gängigen Klischees und Vorurteilen (Stichworte ›Sprachverfall‹, ›Medienschelte‹, ›Leistungsrückgang‹) der öffentlich geführten Diskussion um die Sprachfähigkeit der Bürger auf engagierte, zumeist wohlbegründete und – trotz vieler Zitate und des einer Dissertation eigenen

wissenschaftlichen Apparates – gut lesbare Weise aufgeräumt wird. Demgegenüber kommen differenziertere Aussagen zu den Anforderungen an die Sprachfähigkeit des mündigen Bürgers etwas zu kurz. Den von der Autorin hervorgehobenen allgemeinen Forderungen, die Sprache nicht als statisches Phänomen zu betrachten und zu vermitteln, Bewußtsein für die ›innere Mehrsprachigkeit‹ zu schaffen und zum ›reflektierten Sprachgebrauch‹ zu befähigen, ist das offene Ohr von Bildungspolitikern und Pädagogen ebenso zu wünschen wie das von Redakteuren und Journalisten.

Dieter Herberg

19.–23. Juli 94:

3. Kongreß der Gesellschaft für interkulturelle Germanistik in Düsseldorf.

Schwerpunktthema: Blickwinkel.

Konstruktionen und Konstellationen interkultureller Germanistik im Zeitalter der Internationalisierung.

Information: Prof. Dr. Georg Stötzel, Universität Düsseldorf, 40225 Düsseldorf; Prof. Dr. Alois Wierlacher, Universität Bayreuth, 95440 Bayreuth.

FORSCHUNGSPROJEKT: DIALEKT IN KONTAKT UND KONFLIKT

Erster Zwischenbericht

von Erika Werlen

Worum geht es?

Das Projekt *Dialekt(e) in Kontakt und Konflikt* untersucht die Verständigung zwischen Menschen, die verschiedene deutsche Dialekte sprechen – eine Verständigung, die unproblematisch zu sein scheint: Man spricht die gleiche Sprache, »nur« die Dialekte sind verschieden. Man sollte meinen, daß Kommunikation hier keinerlei Schwierigkeiten macht, daß die Untersuchung eines solchen Sprachkontaktes wenig Interessantes erbringt.

Alltägliche Erfahrung aber und Forschungsergebnisse zeigen, daß beim Aufeinandertreffen verschiedener Dialekte Reibungsflächen bestehen, daß gerade da Mißverständnisse und Konflikte auftreten, wo man glaubt, man könne sich problemlos verständigen. Denn hinter der Verschiedenheit der Dialekte steht die Verschiedenheit von Gruppen, von Gewohnheiten, Vorlieben und Einstellungen – wohl so etwas wie Verschiedenheit der Mentalitäten.

Wir versuchen herauszufinden, was alles beim Aufeinandertreffen verschiedener Dialekte derselben Sprache eine Rolle spielt: Gibt es wirklich Ver-

ständigungsprobleme? Wann gibt es Mißverständnisse, und wann klappt alles bestens? Wenn Mißverständnisse und Reibungen in der Kommunikation auftreten, wovon hängen sie ab?

Untersucht wird der Dialektkontakt innerhalb der deutschen Sprache, vor allem der Kontakt innerhalb des Alemannischen. Hier muß man beachten, daß die Sprachwissenschaft mit der Bezeichnung »alemannisch« eine Mundartenfamilie meint, die in Frankreich das Elsässische, in Österreich das Vorarlbergische, in der BRD das Badische und das Schwäbische und in Liechtenstein und in der Schweiz fast alle schweizerdeutschen Dialekte umfaßt.

Eingehender werden zwei Arten von »alemannischem Kontakt« untersucht: Einmal der zwischen Menschen, die innerhalb der gleichen politischen Gemeinschaft leben, die aber verschiedene Dialekte sprechen: zwischen schwäbisch und badisch Sprechenden und zwischen berndeutsch und ostschweizerisch Sprechenden. Zum andern werden Kontakte untersucht, die zwischen Personen aus der Bundesrepublik und Personen aus der deutschsprachigen Schweiz zustandekommen.

Bei diesem Kontakt treffen Menschen zusammen, die zwar dieselbe Sprache sprechen, nämlich Deutsch, die sogar Dialekte derselben Art sprechen, eben alemannische, die aber Angehörige verschiedener Nationen sind und deren Gruppenbewußtsein und Zugehörigkeitsgefühl markant unterschiedlich sind: Die deutschsprachigen Schweizerinnen und Schweizer sind Angehörige der schweizerischen Nation, und sie betonen dies nicht zuletzt durch ihre mundartliche Sprechweise.

Besonderen Wert müssen wir auf die Darstellung der verschiedenen sprachlichen Situationen legen. In Baden-Württemberg ist das Hochdeutsche (bzw. eine süddeutsche Form des Hochdeutschen) eine allgemein akzeptierte Umgangssprache; der schwäbische und der badische Dialekt haben ihren Platz eher im informellen Umgehen miteinander, und zwischen »echtem« Dialekt und Hochdeutsch liegen viele Zwischenstufen, die ineinanderfließen, so daß variantenreiche Umgangssprachen gebraucht werden. In der deutschsprachigen Schweiz hingegen ist der Dialekt überall willkommen, wenn Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer untereinander und

füreinander sprechen. Hochdeutsch wird in der deutschsprachigen Schweiz kaum gesprochen. Man macht eine scharfe Zäsur zwischen Dialekt und Hochsprache; fließende Übergänge scheint es nicht zu geben. Die Sprachwissenschaft nennt die Situation in Baden-Württemberg *Kontinuumssituation*, die der Deutschschweiz *Diglossiesituation*.

Nun stellt sich die Frage, wie sich die Zugereisten in ihren neuen Sprachwelten zurechtfinden! Wem fällt die Anpassung leichter? Der Deutschschweizerin, dem Deutschschweizer in der Kontinuumssituation Baden-Württemberg oder der Deutschen/dem Deutschen in der Diglossiesituation der deutschen Schweiz? Welche Rolle spielt das »rein Sprachliche«, welche »das Politische«?

Wie kommt man zu Antworten? Unmittelbare Gespräche

Um ein unmittelbares Bild von den sprachlich-kommunikativen Bedingungen zu erhalten, beschreibt das Forschungsprojekt *Dialekt(e) in Kontakt und Konflikt* die Kontaktsituation aus der Sicht unmittelbar Betroffener, aus der Sicht gemischtsprachiger Paare. Wir nennen diese Paare *ökumenische Paare*, weil wir sehen, daß in dieser Minisprachgemeinschaft, wie sie zwei Menschen, die zusammenleben, darstellen, sprachliche »Welten« aufeinandertreffen. In Baden-Württemberg und in der deutschsprachigen Schweiz führen wir mit Paaren Gespräche, die wir *reflektierende Diskussion* nennen. Wir erhalten auf diese Weise vielfältige Informationen, und jede Information aus jedem Gespräch halten wir fest, um in der Zusammenschau der vielen »Einzelfälle« größere Linien erkennen zu können.

Von jedem Gespräch fertigen wir ein Protokoll an, das wir mit unseren *ökumenischen Paaren* besprechen. Auf diesem Wege können wir unsere Beschreibungen in einer gemeinsamen Durchsicht der Protokolle mit den Auffassungen der interviewten »Kontaktfachleute« in Einklang bringen. Wir vergleichen dann die Schilderungen von Menschen, die innerhalb ihrer »Nation« das Dialektgebiet wechseln, und die von Menschen, die eine nationale Grenze überschreiten: Worin unterscheiden sich die sprachlichen Prozesse? Worin gleichen sich die Kontaktsituationen?

Die ersten Analysen der *reflektierenden Diskussionen* sollen in einer weiteren Phase des Forschungsprojektes durch weit gestreute schriftliche Befragungen, durch Auswertungen einer

Pressedokumentation und durch teilnehmende Beobachtungen ergänzt und kontrolliert werden.

Als erste Antworten sind drei *Faktoren des Dialektkontaktes*, die von den Befragten als besonders wichtig erlebt und als bedeutsam geschildert werden, hervorzuheben.

Fremdheit und Vertrautheit

Erste Zwischenergebnisse weisen darauf hin, daß für die Personen in einer Kontaktsituation ein generelles Gefühl der *Fremdheit* die primäre Komponente ist. Die Wahrnehmungen bzw. die Formulierungen der Wahrnehmungen kreisen immer wieder um diesen Erlebnisbereich, und zwar sowohl innerhalb der Minisprachgemeinschaft *ökumenisches Paar* als auch außerhalb bei Erfahrungen in weiteren Netzwerken, wie Nachbarn, Bekannte, Arbeitswelt und Berufskolleginnen und -kollegen. Ob nun Fremdheit der Konfliktstoff selbst ist oder ob Fremdheit aus Enttäuschung über die Erfahrung hervorgeht, daß vermeintlich gleichartige Kulturen wider Erwarten doch intern so differenziert sind, daß man sie erst kennenlernen muß, um sich in ihnen zurechtzufinden, ist uns im Moment noch unklar.

Die Dominanz dieser Kontaktkomponente steht in einem Spannungsverhältnis zur (vermeintlichen) *Vertrautheit*, die innerhalb der Alemannischsprechenden aufscheint, wenn Abgrenzungen gegen »Anderssprachige«, vor allem gegenüber den »schnell sprechenden Norddeutschen«, thematisiert werden. Ein Wir-Gefühl zeigen Zugereiste und Einheimische, zeigen Deutsche in der Schweiz mit Einheimischen und Auslandsschweizer(inne)n mit Einheimischen in Baden-Württemberg, wenn es um gemeinsam geteilte Minderwertigkeitsgefühle gegenüber den »so schön hochdeutsch« Sprechenden aus dem Norden geht.

Auffallend ist, daß die Fremdheit nicht von positiven oder negativen nationalen Stereotypen abzuhängen scheint, sondern offenbar mit der Herkunftssprachkultur zusammenhängt bzw. mit den Anforderungen an die kommunikative Kompetenz Immigrierter. Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer äußern deutlich mehr und intensivere Besorgnis über ihr Zurechtfinden in der süddeutschen Kontinuumssituation, obschon ihnen – anders als den Deutschen in der Schweiz – mit einem positiven Vorurteil begegnet wird. Vielleicht liegt das nicht zuletzt daran, daß die kommunikationskulturellen Bedingungen in der Deutschschweiz wesentlich anders sind als im süddeutschen Raum: In Baden-Würt-

temberg weht ein deutlich rauherer Wind als in der Deutschschweiz. Und offenbar ist es leichter, kommunikative Energien zu dämpfen als kommunikative Energien auszubauen. Da uns eine *alemannische Solidarität* nach innen und nach außen vor allem angesichts der deutlichen Antipathie gegenüber Personen aus Deutschland in der deutschsprachigen Schweiz überrascht, stellt sich die Frage, inwieweit es trotz aller negativen Stereotypen eine Art *alemannische Identität* gibt, eine Art von Gemeinsamkeit, die tatsächlich politische Grenzen überschreitet und die möglicherweise auf tief liegenden, gemeinsamen sprachlich-kommunikativen Werten beruht. Wir fragen uns daher, welche Faktoren eine Sprachgemeinschaft überhaupt ausmachen!

Integration und Anpassung

Der komplizierte Sachverhalt läßt sich in einer ersten These fassen: *Personen, die aus einer Diglossiesituation in eine Kontinuumssituation wechseln, erfahren die Kontaktsituation als schwerer und konfliktbeladener als Personen, die aus einer Kontinuumssituation in eine Diglossiesituation wechseln.*

Aus dem bundesdeutschen Sprachraum in die deutschsprachige Schweiz Immigrierte beschreiben einhellig ihren Eindruck, »als Deutsche« ungeliebt zu sein, sich aber sprachlich friktionslos zurechtzufinden. Das erstaunt umso mehr, als die Sprachsituation sich als rigide geregelt darstellt bzw. in den Medien als problembeladen dargestellt wird. Die Beharrung auf der Mundart als Medium der Mündlichkeit scheint – vor allem in Kombination mit den negativen Vorurteilen gegenüber Deutschen – nahezulegen, daß Immigrierte aus der BRD die Diglossiesituation als belastend empfinden müßten. Dem ist aber nicht so: Für die Personen aus dem deutschsprachigen Raum ergibt sich – gemessen an den süddeutschen Verhältnissen – eine sehr ausgedehnte Freiheit in der Wahl ihrer Sprechweise.

Zu dieser Schlußfolgerung können wir aufgrund unseres komplexen Informationsmaterials und aufgrund der differenzierten Auswertungen stehen, auch wenn wir das Phänomen der *sozialen Erwünschtheit* in Rechnung stellen. Mit diesem Ausdruck wird der in der empirischen Sozialforschung wohlbekannte Sachverhalt beschrieben, daß Menschen auch für sie Negatives positiv wahrnehmen und daß Befragte Negatives (unabsichtlich) eher positiv schildern, um nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, es gehe einem nicht gut. Prägnant ist folgende Situation: Während schweizerdeutsch Sprechende in der

Gegenwart bundesdeutscher Personen auf ihre hochdeutsche Varietät zurückgreifen (müssen), können (süd)deutsche Immigrierte ihren Dialekt, ihre Umgangssprache oder ihre Version des Hochdeutschen sprechen.

Kommunikationskultur und Gruppenzugehörigkeit

Auf diesem Hintergrund erweist sich die rein sprachliche Anpassung als weniger wichtig als die *kommunikationskulturelle* Anpassung! Sie ist von ausschlaggebender Bedeutung und ist der Kern der Fähigkeit Immigrierter, mit der neuen oder alten neuen Umwelt zurechtzukommen. Diese Dimensionen der Anpassungsforderung und der Anpassungsleistung geraten gerade beim Dialektkontakt aus dem Blickfeld – beim Sprachkontakt sind sie eher deutlich: Man »weiß« ja, daß Italiener laut und geschwätzig sind und daß Engländer »komisch« sind (sie haben einen »komischen Humor«)... Vorrangig müssen sich Immigrierte mit soziokulturellen und nicht mit rein sprachlichen Regeln beschäftigen; sie müssen lernen, wann man schweigt und wann geredet werden darf, wie man höfliche Fragen stellt und in welcher Form Kritik akzeptabel ist. Auf dieser Ebene gibt es Reibungen! Hier liegen die Konfliktpotentiale beim Dialektkontakt! Ob Zugereiste den Dialekt der Einheimischen annehmen oder nicht, ist sekundär.

Demgemäß spielen auch kommunikationskulturelle Charakterisierungen die wichtigste Rolle bei der Aus- und Abgrenzung der Gruppen; sie sind von derselben Natur wie Mentalitätsbeschreibungen und fließen mit diesen oft zusammen. So gelten die Schwaben als ein arbeitsamer, nörgelnder und eher grober »Volksstamm«, die Badener als eher kunstsinnig, leichtlebig

und rhetorisch begabt. Interessant ist hierbei, daß sich die Urteile der zahlenmäßig kleineren Gruppen über die zahlenmäßig größeren ähneln: In deutschschweizerischen Äußerungen über »die Deutschen« zeigen sich ähnliche Züge wie in den Ansichten, die die badische Gruppe über die württembergische Gruppe hegt. Unterstützung erhält diese Überlegung aus dem Studium deutschschweizerischer und französischsprachiger Presse: Häufig werden vonseiten der Romands in kritischer Form und Absicht »Vorwürfe« gegenüber der Deutschschweiz geäußert, die genau dieselben Verhaltensweisen anprangern: Die Deutschschweizer sind arrogant, rücksichtslos (sie sprechen lieber Dialekt als Hochdeutsch) und kümmern sich weniger um Kultur als vielmehr um Wirtschaftsfragen.

Offenbar haben wir es beim Dialektkontakt ganz stark mit Minorisierungsphänomenen zu tun; unabhängig von »ethnischer« und nationaler Gruppenzugehörigkeit spielen Größenrelationen der Gruppen, denen man sich zugehörig fühlt bzw. denen man zugewiesen wird, eine bedeutsame Rolle.

Erste Ergebnisse

In erster Linie leistet das Forschungsprojekt einen Beitrag zur Erhellung zwischenmenschlicher Kommunikation. Zwischenmenschliche Kommunikation wird immer komplizierter und gewinnt zugleich immer mehr an Gewicht im Hinblick auf Problemlösungen im Gespräch und auf friedvolle Konfliktlösungen. Die Welt ist stets in Bewegung, und in unserer modernen Gesellschaft nun wechseln immer mehr Menschen ihren Wohnort, wandern immer mehr Menschen aus ärmeren Gegenden in reichere, begegnen sich die

verschiedensten Menschen, kommen Einheimische und Fremde zusammen. Diese Wanderungsbewegungen, die »Migrationen«, bringen Menschen verschiedenster Sprachen und Kulturen in freiwillige oder gesuchte, in zufällige oder geplante, in dauernde oder vorübergehende Kontakte, und bei den Kontakten spielen Sprachen, Dialekte und kommunikationskulturelle Werte eine zentrale Rolle.

Wenn verschiedene Sprachen, wie z.B. Französisch und Deutsch oder Türkisch und Italienisch aufeinandertreffen, dann ist das Verständigungsproblem ganz offensichtlich: Menschen, die verschiedene Sprachen sprechen, müssen sich »irgendwie« verständigen. Wir widmen uns der Kontaktsituation innerhalb einer Sprache, dem Kontakt zwischen verschiedenen Dialekten, und stellen in unseren ersten Zwischenergebnissen fest, daß kommunikationskulturelle Aspekte die wesentliche Rolle spielen: Ob und inwieweit Menschen sich kommunikativ vertragen und sich sprachlich verständigen können, hängt primär davon ab, wieweit sie einen Konsens in ihren Werten darüber, was guter und was schlechter »Stil« ist, finden können.

Es gilt nun, diese Einsichten weiter auszubauen und noch konkreter in Erfahrung zu bringen, was wir sprachlich voneinander erwarten, wann wir zu einer Sprachgemeinschaft Zutritt haben, was wir sprachlich verlieren oder gewinnen, wenn wir in »die Fremde« gehen, und wie wir unsere sprachlich-kommunikativen Kontakte erfolgreich gestalten.

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Universitären Forschungszentrum für Mehrsprachigkeit (UFM) der Universität Bern.

Neue Bücher

Eiser, Richard J.: *Attitudes, Chaos and the Connectionist Mind*. Oxford: Blackwell 1994. 254 S., £ 40,-

Bach, Kent: *Thought and Reference*. Oxford: Clarendon Press 1994. 323 S., £ 12,95

Pechmann, Thomas: *Sprachproduktion. Zur Generierung komplexer Nominalphrasen*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994. 242 S., DM 48,-

Potts, Timothy C.: *Structures and categories for the representation of meaning*. Cambridge: Univ. Press 1994. 308 S., £ 37,50 world. A philosophi

Gerhardt, Rudolf: *Lesebuch für Schreiber: vom journalistischen Umgang mit der Sprache – ein Ratgeber in Beispielen*. 2. Aufl. Frankfurt/Main: Institut für Medienentwicklung und Kommunikation GmbH IMK 1994. 360 S., DM 39,90 (= Kommunikation heute und morgen. Bd. 8)

Bickes, Hans/Annette Tribold: *Förderung der sprachlichen Kultur in der Bundesrepublik Deutschland. Positionsbestimmung und Bestandsaufnahme*. Hrsg. von der Gesellschaft für deutsche Sprache und der Robert Bosch Stiftung. Stuttgart: Bleicher Verlag 1994. 334 S., DM 20,-

Impressum

Herausgeber: Institut für deutsche Sprache, Postfach 101621, 68016 Mannheim.
Redaktion: Dieter Herberg (Leitung), Ulrike Haß-Zumkehr, Bruno Strecker, Eva Teubert
Redaktionsassistentin: Melanie Gallo
Druck: dvs Druck + VerlagsService GmbH, Mannheim – ISSN 0178-664 X

Auflage: 2000
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Jahresabonnement: DM 16,-;
Einzelheft: DM 5,-
Bezugsadresse:
Institut für deutsche Sprache,
Postfach 101621, 68016 Mannheim
Tel. 06 21/1581-0

VON DER »GLETSCHERLEICHE« ZU »UNSEREM URAHNL ÖTZI«

Zur Benennungspraxis in der Presse¹

von Lorelies Ortner

Eine ausgeaperte Leiche wird zur Welt-sensation. Doch wie soll sie heißen? Im Herbst 1991 wurde im Südtiroler Teil der Ötztaler Alpen eine Gletscherleiche (männl.) aus der Jungsteinzeit gefunden. Seit diesem Zeitpunkt muß der Namenlose für die Präsentation in der Öffentlichkeit benannt werden. Die über 500 verschiedenen Benennungen für das Unikat sind ein Musterbeispiel für Sprachgeschichte im Zeitraffer.

Der Prozeß der Benennung

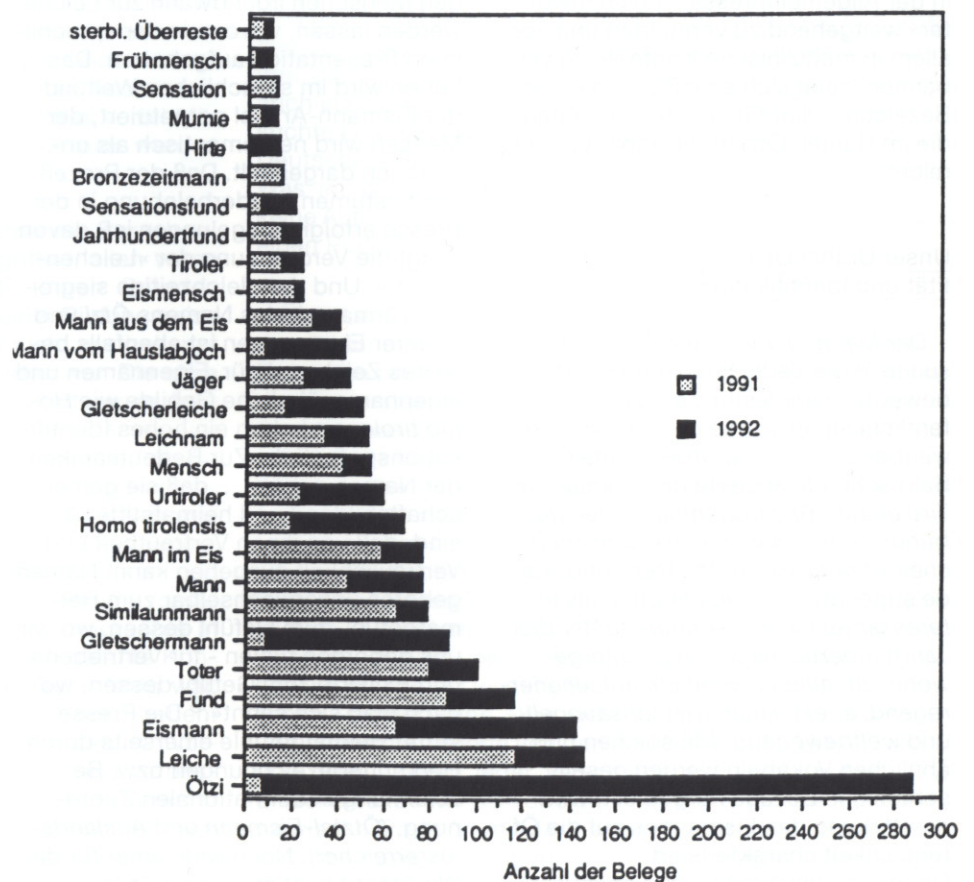
Um ein Bild darüber zu erhalten, wie die Benennungen² für den Mann im Eis aufgekommen, teilweise wieder verschwunden und durch neue ersetzt worden sind und welche Benennungen sich schließlich in der Presselandschaft behaupten konnten, wurden exemplarisch fünf österreichische Tageszeitungen herangezogen: »Kurier«, »Die Presse«, »Der Standard«, »Tiroler Tageszeitung« und »Vorarlberger Nachrichten«. Die ersten 1000 eismannbenennenden Textstellen des Jahres 1991 wurden weiteren 1000 Belegen aus dem Jahr 1992 gegenübergestellt. In den 2000 Belegen fanden sich 172 verschiedene Stichwörter, d.h. im Durchschnitt kommt ein Stichwort ca. zwölfmal vor. Dieser Durchschnittswert täuscht aber darüber hinweg, daß es sehr viele Einzelbelege gibt und daneben nur einige wenige »Spitzenreiter«, also Stichwörter mit hoher Vorkommenshäufigkeit. Über diese »Spitzenreiter« gibt die Graphik Auskunft.

In der Graphik sind alle Stichwörter erfaßt, die in beiden Zeiträumen zusammen mindestens zehnmal belegt sind. Die Häufigkeitsverteilung der Belege in der Gesamtheit nimmt (von oben nach unten gesehen) rasch zu und gipfelt in den fünf »Spitzenreitern« Ötzi, Leiche, Eismann, Fund und Toter. Diese Lexeme stellen jeweils 5 % aller Belege oder mehr und bilden somit allein zwei Fünftel der eismannbenennenden Textstellen 1991 und 1992. Auch in der Entwicklung der Vorkommenshäufigkeiten in den beiden Zeiträumen – gesondert betrachtet – sind Sprünge zu verzeichnen: In den ersten 14 Tagen nach dem Fund wurden vor allem die Wörter *Leiche*, *Fund*,

Toter, *Eismann*, *Similaunmann* und *Mann im Eis* verwendet, 1992 hingegen *Ötzi*, *Gletschermann*, *Eismann*, *Homo tirolensis* und *Urtiroler*. Am auffälligsten ist aber wohl der Siegeszug des Wortes *Ötzi*: Von acht Belegen 1991 (erste Nennung: sieben Tage nach dem Fund) steigerte sich seine Vorkommenshäufigkeit auf 280, d.h. im Jahr 1992 wird in jeder vierten Textstelle auf den Mann im Eis mit dem Namen *Ötzi* Bezug genommen. Das griffige Kurzwort ist auch – mehr noch als *Eismann* – prädestiniert für mediengerechte Wortbildungen (»Ötzi-Sponsoring« oder »Ötziologie«), für metaphorische Verwendungen, etwa wenn ein Keltenskelett als *Kärntner Ötzi* charakterisiert wird, sowie für den Export in andere Sprachen. *Ötzi* ist also das erfolgreichste Wort unter denjenigen »Erstbesiedlern« in der Medienlandschaft, die sich als »standortfeste Pioniere« bewährt haben. In diesem Zu-

sammenhang – »survival of the fittest« – sind auch die Lexeme *Gletschermann*, *Mann vom Hauslabjoch* und *Homo tirolensis* zu nennen, die sich durch eine Zuwachsrate von (weit) mehr als 200 % ebenfalls als »fortpflanzungsfähig« erwiesen haben.

Fast die Hälfte aller gebuchten Stichwörter sind Einzelbelege, z.B. *Vorzeitmensch*, *der Vereiste*, *der Uralt-Tote*, »*Gletscher-Ötzi*«, »*unser Uri*«, *Urleiche* und *Alpenluis*. Dieser erstaunlich hohe Prozentsatz von Einzelbelegen zeigt das hohe Kreativitätspotential, das die Meldungen über den Mann im Eis aktivieren. Die okkasionellen Einzelfälle treten in beiden Zeiträumen in gleichem Ausmaß auf. Das weist darauf hin, daß wir es im »Besiedlungsgeschehen« nicht nur, wie zu erwarten war, zu Beginn mit »scheiternden Vorläufern« zu tun haben, sondern, daß auch später noch mit



Vorkommenshäufigkeit von Eismann-Benennungen in österreichischen Tageszeitungen 1991 und 1992 (je 1000 Belege)

laufender »Ein- und Abwanderung« zu rechnen ist: 51 Ausdrücke von 104 sind nur 1992 belegt, wobei diese kurzlebigen »Immigranten« neben den bereits in der Medienlandschaft »ansässigen«, sich stark »vermehrenden Kolonisatoren« entweder als Meilensteine im Namenfindungsprozeß oder als buntschillernde Ausdrucksvarianten sehr wohl ihre kommunikative Daseinsberechtigung haben.

Kommunikative Gründe sind auch ausschlaggebend für den in der Graphik gut sichtbaren Trend, Bezeichnungen mit dem Merkmal [-lebendig] (1991) in Tageszeitungen durch solche mit dem Merkmal [+lebendig] (1992) zu ersetzen. So ist ein auffälliger Rückgang bei den Wörtern *Leiche*, *Toter*, *Leichnam* und *sterbliche Überreste* sowie bei *Fund*, *Jahrhundertfund* und *Sensation* zu beobachten. Nur *Gletscherleiche*, *Mumie* und *Sensationsfund* werden im zweiten Jahr etwas häufiger verwendet als im ersten. Insgesamt stellen die Wörter für eine unlebende Person oder Größe – darunter fallen z.B. auch *Opfer*, *Verunglückter*, *Verstorbener*, *sterbliche Überreste*, *Körper*, *Schatz* und *Gespens*, nicht aber metonymische Abstrakta wie *Wunder* oder *archäologisches Ereignis auf dem Sektionstisch* – im Jahr 1991 41 % des Eismannbenennenden Wortschatzes, im Jahr 1992 hingegen sinken sie auf 18 %, also auf weniger als die Hälfte. Komplementär zur Tendenz in der Allgemeinpresse, »Leichenwörter« weitgehend zu vermeiden und vor allem in medizinische Kontexte zu verbannen, zeigt sich eine Zunahme von Bezeichnungen für »echte« Personen, die im Namen Ötzi ihren Höhepunkt erreicht.

Unser Urahnl Ötzi – Symbol für Identität und Identifikation

Der Mann, der von der Gletscherpalte in die Zeitungsspalten rückte, bewegte in kürzester Zeit die Weltöffentlichkeit, er wurde der *prominente*, *weltbekannte* und *weltberühmte Ötzi*. Bald schon avancierte der *mediale Urtiroler* zum *Bilderbuchmenschen der frühen Bronzezeit*, zum *wissenschaftlichen Parade-Exemplar*. Der Fund wurde superlativisch beschrieben als *interessantester* und *bedeutendster des Jahrhunderts*, als *wichtig*, *außergewöhnlich*, *außerordentlich*, *aufsehenerregend*, *spektakulär*, *weltsensationell* und *weltbewegend*. Mit solchen und ähnlichen Vokabeln werden gesellschaftliche Bezüge hergestellt, wird die Wirkung des Eismannes auf die Öffentlichkeit charakterisiert. Doch wie kann eine Leiche *geliebt* werden, wie kann sie liebevoll *Ötzi* benannt werden? Antwort: Indem sie

mittels sprachlicher Kunstgriffe sukzessive die Merkmale ihrer Leichenhaftigkeit verliert, indem die *nackte, naturgetrocknete und dann eingeeiste, hart gewordene, lederbraune, ursprünglich verschimmelte, glatzköpfige Gletschermumie vom Similaun* medienwirksam wiederbelebt wird zum *rundum gesunden, zarten, feschen, schönen, schwarzhaarigen, rüstigen, zupackenden, mutigen, tollkühnen, »sehrfortschrittlichen«, feinen, verständnisvollen, um Harmonie ringenden Menschen* namens *Ötzi, der im Frostdelirium von Auerochsenbraten und schönen Schnurkeramikerrinnen phantasiert haben mag*.

Zu dieser Beobachtung paßt die Erinnerung des Journalisten Karl Wendl, der den Namen *Ötzi* erfunden hat: »Mein Schluß: »Diese ausgetrocknete, gräßlich anzusehende Leiche muß positiver, lieblicher werden, um daraus eine gute Story zu machen««. Der Leichnam wird zur »Gestalt, in der sich einmal ein lebendiger Mensch dargestellt hat und die mit ihm etwas zu tun hat³. Romantisch wird der Geist des Toten beschworen und in einer sprachlichen Zeitmaschine in unser Jahrhundert versetzt. *Ötzi lebt. In den Köpfen der Menschen. Und Ötzi verändert das Denken über die Vergangenheit des Menschen*.

Der Mann im Eis wird revitalisiert und damit unsterblich gemacht: Die Grenzen des beschränkten Daseins, die den Menschen irgendwann zur Leiche werden lassen, werden in der sprachlichen Präsentation aufgehoben. Das Leben wird im sprachlichen Weltbild der Eismann-Artikel perpetuiert, der Mensch wird nekromantisch als unsterblich dargestellt. Daß der Prozeß der postumen Wiederbelebung in der Presse erfolgreich gelungen ist, davon zeugt die Verdrängung der »Leichenwörter«. Und der gleichzeitige siegreiche Vormarsch des Namens *Ötzi* und anderer Eigennamen ist ebenfalls bededtes Zeichen dafür. Eigennamen und eigennamenähnliche Gebilde wie *Homo tirolensis* haben ein hohes Identifikationspotential: »Zur Bedeutsamkeit der Namen gehört ..., daß sie gemeinschaftsbildend und heimatstiftend sind, daß von ihnen Vertrautheit und Vertraulichkeit ausgehen kann. Namen gehören unverwechselbar zum Heimatgefühl, zum Gefühl dessen, wo wir uns geborgen fühlen - für Vertriebene und Exilierte zum Gefühl dessen, wonach man sich sehnt.«⁵ Die Presse stiftet Heimatgefühle einerseits durch Herkunftsbezeichnungen bzw. Bezeichnungen der nationalen Zuordnung, (*Ötztal-Eismann* und *Auslandsösterreicher*). Noch wirksamer für die Wir-Identität ist aber der zweite sprachliche Kunstgriff: Durch Verwandtschaftsbezeichnungen in Kombi-

nation mit »besitz«-anzeigenden Pronomina wird der Mann im Eis zum »Leiffossil« des heutigen Menschen erhoben: *Ötzi ist ein entfernter Verwandter, der überraschend aufgetaucht und in unser Leben getreten ist, unser Ur-Bruder, unser ältester noch erhaltener Vorfahre*, er gehört zu unseren *Urvätern*, zu unseren *Altvorderen*, eigentlich sogar zu unseren *Uraltvorderen*, er wird als *Uropa* hochgehalten und als *Ötztaler Ahne*, als *unser aller Urah*n geliebt, geehrt und gegen mögliche Feinde verteidigt. Er ist *oana vo ins*, wie es die *selbsternannten Ötzierben* haben wollen. Der Tote wird durch die Zeitläufte hindurch zu uns herbei-»gezoozt« und mit Leben versehen: Durch die spezifischen Darstellungstechniken in der Presse wird die Person einerseits situiert in Raum und Zeit, andererseits wird sie unter der Perspektive »Leben« (mit der Implikation »Unsterblichkeit«) präsentiert, wobei der Aspekt des Todes allmählich in den Hintergrund rückt: Die *Gletscherleiche*, die im Innsbrucker Gerichtsmedizinischen Institut als Nr. 619/91 geführt, bei der Staatsanwaltschaft unter *Strafverfahren gegen UT* (= unbekannter Täter) eingeordnet wurde und im juristischen Jargon unter dem klingenden Namen *Leichensache Hauslabjoch* bekannt ist, wird zu *unserem einzigen geliebten, unsterblichen Urahnl Ötzi*.

Anmerkungen

- 1 Dieser Beitrag ist ein Ausschnitt aus dem ausführlicheren Artikel gleichen Titels in »Deutsche Sprache« 2/1993. Zu sprachstrukturellen, textlinguistischen, arealen und kontrastiven Aspekten s. dort.
- 2 Unter Benennungen werden im folgenden verallgemeinernd sowohl Nomina verstanden, die die Funktion des Bezugnehmens, als auch solche, die die Funktion des Prädizierens haben, sowie Ausdrücke, die beide Funktionen in sich vereinen.
- 3 Schriftliche Mitteilung von Karl Wendl am 11. 1. 1993.
- 4 Rotter, Hans (1992): Ethische Aspekte zum Thema. In: Höpfel, Frank / Platzer, Werner / Spindler, Konrad (Hrsg.): *Der Mann im Eis*. Band 1. Innsbruck (= Veröffentlichungen der ~ Universität Innsbruck 187). S. 24 - 28; hier S.26.
- 5 Sonderegger, Stefan (1987): Die Bedeutsamkeit der Namen. In: *Linguistik und Literaturwissenschaft* 17, H. 67. S. 11 - 23; hier S. 18.

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Innsbruck.

Sprachsituation und Sprachkultur als Forschungsgegenstand

Teil 1

Daß eine Tagung von Sprachwissenschaftlern aus acht europäischen Ländern* sich mit Problemen der Sprachsituation und der Sprachkultur beschäftigen kann, hat tiefe historische Wurzeln.

Zur Geschichte der Sprachkultur

Schon am Beginn neuzeitlichen Denkens wird in Italien die sogenannte *questione della lingua* aufgeworfen. Wie in Frankreich und Spanien, so ist auch in Italien die Diskussion um die korrekte Sprache das beherrschende Thema der Renaissancephilologie. Gegenstand der Diskussion war die Suche nach einer sprachlichen Norm, wobei zu Beginn des Cinquecento drei Konzeptionen vorgetragen werden. Nach Bembo 1525 publizierter Auffassung war ein archaisierendes Toskanisch, das sich an die lateinischen Klassiker anlehnte, das Vorbild. Daneben steht die These von der Überlegenheit einer an den Höfen von Rom bzw. Norditalien orientierten Sprachnorm. Die dritte These, die im *toscano moderno* die Norm erkennen möchte, wurde vor allem durch die Toskaner selbst propagiert. Zu ihrer Verbreitung trug in hohem Maße Machiavelli bei, der die drei toskanischen Klassiker des Trecento – Dante, Boccaccio und Petrarca – als normgebend propagierte. Auch die Philologen, die 1550 von der Florentiner Akademie beauftragt wurden, eine volkssprachliche Grammatik zu schreiben, schlossen sich dieser These an. Gegen Ende des Jahrhunderts gewannen die historisch orientierten Philologen die Oberhand, wobei ein Werk Salvietis als Programmschrift gilt. Ganz in seinem Sinne ist dann das Wörterbuch der 1582 gegründeten Accademia della Crusca, der ersten Sprachakademie, die das Vorbild für ähnliche Institutionen in vielen Ländern Europas werden sollte (vgl. Schmitt 1988, S. 97-98).

In Deutschland wurde der Gedanke durch die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts aufgegriffen, allen voran von der »Fruchtbringenden Gesellschaft«, deren Gründer, Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, sich bei einer Bildungsreise nach Italien mit der Florentiner Akademie nicht nur bekannt gemacht hatte, sondern ihr Mitglied geworden war. Die etwa 800 Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft trugen dazu bei, das Sprachbewußtsein zu entwickeln, was damals vor allem hieß, das Deutsche als eine dem Lateinischen ebenbürtige Sprache anzuerkennen. So hervorragende Persönlichkeiten wie Ratke, Opitz, Gueintz, Harsdörffer und Schottel schufen sprachkulturelle Grundlagenwerke, die zeigten, daß das Deutsche ebenso Gegenstand von Poetiken und Grammatiken sein konnte wie die klassischen und die romanischen Sprachen, daß sich auch hier die Orthographie in Regeln fassen ließ, daß man auch auf Deutsch galante Konversation führen konnte, daß auch das Deutsche fähig war, Dichtung anderer Sprachen in Übersetzung wiederzugeben. Am Ende des Jahrhunderts entwarf Leibniz in den »Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache« ein weitsichtiges Programm für die Entwicklung der Sprachkultur. Im Mittelpunkt von Leibniz' Vorschlägen steht ein Wörterbuchprogramm, zu dem dreierlei gehört: erstens ein Wörterbuch für den allgemeinen Sprachgebrauch; zweitens ein Werk, in dem ein internationaler Vergleich der Fachwortschätze vorgenommen

werden soll, wovon Leibniz sich eine Bereicherung des Deutschen verspricht, insbesondere auf solchen Gebieten, auf denen sich zu damaliger Zeit noch keine heimisch-deutsche Terminologie herausgebildet hatte; und drittens ein »Glossarium etymologicum«, in dem nicht nur die Herkunft der Wörter untersucht werden soll, sondern in dem auch veraltete sowie mundartliche Wörter verzeichnet werden sollen. Insgesamt hebt Leibniz in seinem Sprachkulturprogramm drei Aspekte besonders hervor: Reichtum der Sprache, Reinheit der Sprache, Glanz der Sprache. Als im Jahre 1700 in Berlin die »Societät der Wissenschaften« gegründet und Leibniz zu ihrem Präsidenten ernannt wird, gehört zu den zahlreichen Aufgaben der neuen Institution auch die »Cultur der Teutschen Sprache« (Brief des Hofpredigers D. E. Jablonski vom 23. März 1700 an Leibniz; zitiert nach Harnack 1900, Bd.2, S. 70).

Leibniz' Sprachkulturkonzeption steht im Zusammenhang mit dem Programm der 1635 von Richelieu gegründeten Académie Française. In deren Statut war festgelegt, daß sie dem Französischen feste Regeln geben sollte, es rein und beredt machen sollte, dazu fähig, Künste und Wissenschaften abzuhandeln. Zu ihren Aufgaben gehörte die Erarbeitung eines Wörterbuchs, einer Grammatik, einer Rhetorik und einer Poetik. Praktische Bedeutung erlangte vor allem das Wörterbuch, dessen erste Auflage nach langer Vorbereitungszeit 1694 erschien und zunächst ganz im puristischen Geiste eines Malherbe und Vaugelas gehalten war, d. h. alles ignorierte, was nicht zum *bel usage*, der Sprache des Hofes und der Aristokratie, gehörte. Einem engen Purismus, der auch in Frankreich schon früh auf Kritik stieß (Furetière), versuchte Leibniz von vornherein zu begegnen, indem er für das Deutsche drei einander ergänzende Wörterbücher vorsah. Was im Wörterbuch für den allgemeinen Sprachgebrauch keine Aufnahme fand, konnte also in einem der beiden anderen einen Platz erhalten.

Über Leibniz, der ja den Zaren Peter I. bei der Entwicklung des Bildungswesens für die von diesem in Gang gesetzten Reformen beraten hatte, führt der Weg nach Rußland. Als einer der ersten russischen Studenten hatte Lomonosov in Deutschland studieren können; und es war natürlich kein Zufall, daß die jungen Russen zuerst nach Marburg zu Leibniz' Schüler, dem Philosophen Christian Wolff, gingen. Nach seiner Rückkehr nach Rußland entwickelte sich Lomonosov bekanntlich zum Universalgelehrten, der neben seinen naturwissenschaftlichen, historischen und ökonomischen Studien auch Grundlegendes für die Kultur der russischen Sprache leistete. Nachdem er zum Professor der Chemie berufen worden war, hielt Lomonosov als erster Vorlesungen in russischer Sprache. Er leistete Beiträge zur Verlehr des Russischen, schrieb eine »Kurzgefaßte Anleitung zur Rhetorik« und stellte die Theorie von den drei Stilen auf (*vysokij, srednij und nizkij*), deren jeder verschiedene Genres umfaßt. Das Entscheidende war sein erfolgreiches Bemühen, die altkirchenslawische Tradition mit der heimisch-russischen Sprache so in Verbindung zu bringen, daß etwas qualitativ Neues entstand: die russische Literatursprache. Lomonosovs sprachkulturelles Hauptwerk ist seine »Rossijskaja grammatika«, die 1757 im Verlag der Petersburger Akademie der Wissen-

schaften erschien. Wenige Jahre später (1764) folgte eine überarbeitete deutsche Fassung, die es mit vergleichbaren zeitgenössischen mittel- und westeuropäischen Werken durchaus aufnehmen kann. In sechs Abschnitten handelt sie »Von der Sprache insgesamt«, »Von dem Lesen und der Rechtschreibung der Rußischen Sprache«, »Von den Nennwörtern«, »Von dem Zeitworte«, »Von den Hülf-Redetheilen« und »Von der Wortfügung der Redetheile«. Der normative Charakter dieser Grammatik wird im Abschnitt über die Rechtschreibung besonders deutlich. So lesen wir dort:

»Bey der Rechtschreibung muß darauf gesehen werden, daß sie 1.) einem, der Rußisch versteht, im Lesen keine Schwierigkeit verursache, 2.) daß sie nicht gar zu weit von den drey Rußischen Haupt-Mundarten abgehe, als der Moskowischen, Nordischen und Ukrainischen. 3.) daß sie nicht zu sehr von der reinen Aussprache abweiche, 4.) daß in den Abstammungen und Zusammensetzungen alle Wurzelwörter, so viel möglich, beybehalten werden.« (Lomonosov 1764, S. 67) »Die Moskowische Mundart erhält nicht nur aus der Ursache, weil diese Stadt die Hauptstadt des Landes ist, sondern auch wegen ihrer besonderen Annehmlichkeit und Zierlichkeit billig vor allen anderen den Vorzug: insonderheit klingt die Aussprache des kurzen o wie a sehr angenehm; hiedurch aber werden die Moskowischen Einwohner, sonderlich diejenige, welche nicht viel Kirchenbücher, auch nicht mit genugsamer Aufmerksamkeit, gelesen haben, verleitet, daß sie auch im Schreiben das a mit dem o verwechseln, und also aus хочу хачу, aus говори гавари machen. Sollte aber alles nach dieser Aussprache geschrieben und gedruckt werden; so müste man mit Gewalt den grösten Theil Rußlands von vorne an wieder sprechen und lesen lehren.« (ebda S. 68).

Wie auch bei anderen Aufklärungsphilosophen verbindet sich bei Lomonosov das Streben nach einer Literatursprache, mit der größere Teile der Bevölkerung in die Bildung einbezogen werden können, mit dem Wunsch nach Stärkung des Nationalbewußtseins. Berühmt ist folgende Stelle aus der Einleitung zur »Rossijskaja grammatika«:

»Die Rußische Sprache, eine Gebieterin vieler andern, ist nicht nur in Ansehung des weiten Umfangs der Länder, in denen sie die Oberherrschaft führet, sondern auch zugleich durch ihren eigenen Reichthum und Vorrath vor allen Europäischen Sprachen groß zu nennen. Dieses wird den Ausländern, ja selbst denjenigen Rußen unwahrscheinlich vorkommen, welche mehrere Zeit und Mühe an fremde, als an ihre eigene Muttersprache verwendet haben. Allein wer mit keinen Vorurtheilen zum Vortheil der fremden Sprachen eingenommen ist, und mit Aufmerksamkeit auf die unsrige einige Betrachtung wenden will, wird mir gewiß seinen Beyfall nicht versagen können. Der Römische Kayser, Carl der Fünfte, soll gesagt haben, mit Gott müste man Spanisch, mit seinen Freunden Französisch, mit Feinden Deutsch und mit dem Frauenzimmer Italienisch reden; hätte er aber das Rußische gekannt, so würde er gewiß solches damit beschloßen haben, daß man mit ihnen allen sich der Rußischen Sprache anständig bedienen könne. Denn in dieser würde er das Erhabene des Spanischen, die Lebhaftigkeit des Französischen, die Zärtlichkeit des Italienischen, die Krafft des Deutschen, und überdem auch den Reichthum und die so nachdrückliche Kürze des Griechischen und Lateinischen angetroffen haben.« (Lomonosov 1764, Einleitung S. V-VI).

Die angestrebte Polyfunktionalität der Literatursprache ist aus dem folgenden Zitat zu entnehmen:

»Ohne die Sprachlehre würde die Redekunst stumpf, die Dichtkunst stammelnd, die Weltweißheit nicht gründlich, die Geschichte unangenehm, ja selbst die Rechtsgelehrtheit undeutlich und zweifelhaft bleiben.« (ebda S. VIII).

Und seine Normenauffassung drückt Lomonosov so aus:

»Es richtet sich zwar die Grammatik nach dem allgemeinen Gebrauch: allein auch selbst zu diesem Gebrauch giebt sie die Regeln an die Hand.« (ebda).

In Böhmen sind die Bestrebungen zur Sprachkultur am Ausgang des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts eng mit der nationalen Wiedergeburt des tschechischen Volkes verknüpft. Bekanntlich war nach der Schlacht am Weißen Berge (1620) unter den Habsburgern ein Germanisierungsprozeß eingeleitet worden, mit dem eine Verfolgung aller Nichtkatholischen durch die Jesuiten einherlief, so daß es zu einer umfangreichen Exilbewegung kam, deren hervorra-

gendster Vertreter Comenius war. Erst nach mehr als andert-halb Jahrhunderten, zur Zeit Josefs II., beginnt unter der befreienden Wirkung des Aufklärungsgedankens in gebildeten böhmischen Kreisen, zu denen Tschechen und Deutsche gehörten, eine Neubeachtung des Tschechischen, das vor allem auf dem Lande in den Dialekten bewahrt worden war. Josef Dobrovský charakterisierte die damalige Situation des Tschechischen als die »Redesprache des gemeinen Mannes und nicht zugleich als die Rede- und Schriftsprache des geistigsten und aufgeklärtesten Theils der Nation« (zitiert nach Trost 1965, S. 25).

»Der Wiederaufstieg der tschechischen Sprache im 19. und im 20. Jahrhundert vollzog sich in den Bedingungen einer umfassenden Zweisprachigkeit. Die Zweisprachigkeit reichte von einer mehr oder weniger vollkommenen Beherrschung des Deutschen bis zum geradebrechten sogenannten Kucheldeutsch. In den böhmischen Ländern gab es die Zweisprachigkeit der Tschechen, die Zweisprachigkeit der Deutschen und der Juden sowie die Zweisprachigkeit der »Utraquisten«. Die Verhältnisse änderten sich natürlich im Laufe der Zeit, vom 19. zum 20. Jahrhundert, von der österreichisch-ungarischen Monarchie in den tschechoslowakischen Staat.« (Trost 1965, S. 25).



Michail Lomonosow

Aus: Brockhaus Enzyklopädie in 20 Bänden, 17. Aufl., Bd. 10. Wiesbaden: Brockhaus 1970

Die Grundlage für die Kultur der tschechischen Sprache legten Dobrovský und Jungmann. Bereits 1792 kommt Dobrovskýs »Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur« heraus, die über viele Jahrzehnte richtungsweisend war. Es folgt 1809 sein Hauptwerk »Ausführliches Lehrgebäude der böhmischen Sprache«, in dem er die tschechische Grammatik in Anlehnung an die Sprache des 16. Jahrhunderts, des sog. »goldenen Zeitalters« (Kralitzer Bibel), kodifiziert und damit die Herausbildung einer neuen literatur-sprachlichen Norm maßgeblich beeinflusst. Auch ein »Deutsch-böhmisches Wörterbuch« (1802/21) wird von ihm begonnen. Auf lexikographischem Gebiet maßgebend wurde allerdings das große fünfbandige tschechisch-deutsche Wörterbuch von Josef Jungmann, das in den Jahren 1835–1839 in Prag erschien.

War die Wiedereinsetzung des Tschechischen als nationaler Literatursprache nur in scharfer Auseinandersetzung mit dem Deutschen möglich, so änderte sich die Lage, als nach 1918 ein selbständiger tschechoslowakischer Staat entstand. Die tschechischen Sprachpfleger, die sich insbesondere um die Zeitschrift »Naše řeč« gruppierten, führen

zunächst im alten puristischen Eifer fort; bald erwuchs ihnen jedoch im »Cercle linguistique de Prague« ein Widersacher, in dem so hervorragende Sprachwissenschaftler wie Vilém Mathesius, Bohuslav Havránek, Roman Jakobson, Jan Mukařovský und Miloš Weingart sich zu Wort meldeten. Auf der Basis der zu dieser Zeit entstehenden funktional-strukturellen Sprachtheorie formulierten sie »Allgemeine Grundsätze der Sprachkultur« (1932), die bis heute international anregend wirken.

Theoretische und methodische Probleme der Erforschung von Sprachsituationen

Wenn man den Begriff Sprachsituation definiert, so muß man davon ausgehen, daß diese Definition nicht nur für ein bestimmtes Land und für eine bestimmte Zeit – also z.B. Italien im 16. Jahrhundert oder Rußland in der Mitte des 18. Jahrhunderts oder Böhmen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert – gelten soll, sondern daß sie allgemein verwendbar ist. Unter dem Begriff *Sprachsituation* verstehen wir die *allgemeine gesellschaftliche Lage, in der sich die Sprache in einem bestimmten Land oder Territorium während eines bestimmten Zeitabschnitts unter gegebenen politischen, sozialen, ökonomischen und insbesondere kulturellen Verhältnissen befindet*. Da der Begriff Sprachsituation entsprechend unserer Definition die allgemeine Lage der Sprache, also einen Zustand, etwas Statisches bezeichnet, ist er zunächst ein Begriff der synchronischen Sprachwissenschaft. Natürlich wissen wir und sind der festen Überzeugung, daß die Sprache ebenso wie die Gesellschaft nicht nur etwas Statisches, sondern mehr noch etwas Dynamisches ist. Die Sprache macht ebenso wie die Gesellschaft eine historische Entwicklung durch und durchläuft – bezogen auf ein bestimmtes Land oder Territorium – verschiedene Stadien, wobei eine Sprachsituation in die andere übergeht. Jede Sprachsituation ist das Ergebnis eines historisch-dynamischen Prozesses und bildet ihrerseits wieder die Ausgangsbasis für die weitere Entwicklung. Deshalb ist der Begriff der Sprachsituation ebenfalls ein Begriff der diachronischen Sprachwissenschaft. Er stellt unserer Auffassung ein Hauptbindeglied zwischen synchronischer und diachronischer Sprachwissenschaft dar. Daraus ergibt sich, daß für den Begriff Sprachsituation sowohl der Aspekt des sprachlichen Zeichensystems als auch der Tätigkeitsaspekt eine Rolle spielen, das heißt, die Sprache wird hier sowohl unter dem Gesichtspunkt funktioneller Zeichensysteme betrachtet als auch unter dem Aspekt des Gebrauchs dieser Systeme. Dabei ist in entwickelten Gesellschaften mit einem ganzen Komplex von Systemen zu rechnen, die untereinander in Beziehung stehen. Als Subjekt der Tätigkeit ist die gesamte in dem betreffenden Land oder Territorium lebende Bevölkerung anzusehen, wobei zu beachten ist, daß innerhalb dieser Bevölkerung die verschiedensten sozialen Differenzierungen bestehen. Die Tätigkeit dieser Menschen, der Gebrauch der Sprache bei den verschiedensten Arten körperlicher und geistiger Arbeit ist das Dynamische innerhalb des eine Sprachsituation konstituierenden Zustandes. Sind Art und Umfang der Tätigkeit über einen längeren Zeitraum hin konstant, d. h. bleibt der Gebrauch der Sprache im wesentlichen der gleiche, so wird die bestehende Sprachsituation immer wieder reproduziert. Ändern sich dagegen Art und Umfang der Tätigkeit (z.B. bei Veränderungen in Politik, Ökonomie, Sozialstruktur und insbesondere in der Kultur), so ändert sich auch die Sprachsituation, es erfolgt ein allmählicher oder auch schneller Übergang von einer Sprachsituation zur anderen. Man darf sich die Sprachsituation dabei nicht als etwas Passives vorstellen, auf das andere Faktoren lediglich einwirken, sondern muß sich vor Augen halten, daß das jeweilige Niveau der Sprache sich hemmend oder belebend

auf andere Seiten der makro-, medio- und mikrosozialen Entwicklung auswirkt. Deshalb ist die in einer Gesellschaft herrschende Sprachkultur nicht ohne Bedeutung für deren weiteres Schicksal.

Der komplexe Charakter des Begriffs Sprachsituation macht es nun erforderlich, ihn zu präzisieren, ihm eine Reihe von Merkmalen zuzuordnen, die empirischer Forschung zugänglich sind. Ich möchte im folgenden eine Reihe solcher Merkmale nennen und Überlegungen dazu anstellen, mit welchen soziolinguistischen Methoden ihre jeweils konkrete Erforschung möglich ist.

Das erste Merkmal, das für eine Sprachsituation konstitutiv ist, ist der Begriff der sog. »selbständigen Sprache«. Obwohl der Begriff der sog. »selbständigen Sprache« schwer zu definieren ist, spielt er bei allen Beurteilungen von Sprache (vor allem auch durch Nichtlinguisten) eine wesentliche Rolle. Er ist einerseits gegen »nah verwandte Sprache«, andererseits gegen »Dialekt« abzugrenzen. Mit anderen Linguisten bin ich der Meinung, daß die historisch bedingte Selbsteinschätzung der Sprachträger das entscheidende Kriterium für die Abgrenzung von Dialekten einer Sprache und nahverwandten Sprachen darstellt. Die Erfüllung der kommunikativen Funktion ist zwar eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für die Bestimmung des Begriffs »selbständige Sprache«, denn auch zwischen den Sprechern nah verwandter Sprachen ist meist Kommunikation möglich. Unter den zusätzlichen Kriterien, die dazu führen, selbständige Sprachen anzunehmen, ist sicher das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer Nationalität oder Nation sowie das Verständnis dessen, was als »Muttersprache« angesehen wird, von erst-rangiger Bedeutung. Je nachdem, ob die Bevölkerung eines Landes eine, zwei oder mehr selbständige Sprachen gebraucht, können wir von einer »unilingualen«, einer »bilingualen« oder einer »multilingualen« Sprachsituation sprechen. In diesem Sinne ist die Sprachsituation in Island im wesentlichen unilingual, in Finnland bilingual (neben Finnisch Schwedisch) und in der Schweiz multilingual.

In den seltensten Fällen können die innerhalb eines Landes gebrauchten Sprachen als gleichwertig angesehen werden, in der Regel bestehen zwischen ihnen funktionale Unterschiede. Solche funktionalen Unterschiede, die in vielen Sprachsituationen in ähnlicher Weise wiederkehren, lassen sich zu Typen zusammenfassen, von denen wir hier nur einige als Beispiele nennen können: Muttersprache, Fremdsprache, Mehrheitssprache, Minderheitensprache, Lokalsprache, Regionalsprache, Landessprache, Staatssprache, Nationalitätensprachen, Nationalsprache, Sprache für den Verkehr zwischen Nationalitäten, internationale Sprache, Weltsprache.

Eine erste annähernde Charakteristik, welche selbständigen Sprachen in einem Lande gebräuchlich sind, ergibt sich aus den meist alle zehn Jahre stattfindenden Volkszählungen. Dabei wird allerdings oft nicht nach der Sprache, sondern nach der Nationalität gefragt. Hier wäre es wichtig zu erfahren, in welchen Ländern, bei welcher Volkszählung die Fragen nach der Nationalität und die nach der Mutter- oder Erstsprache gleichzeitig, aber deutlich voneinander unterschieden, gestellt wurden. Als Beispiel führen wir die Volkszählungen in der Slowakei und in der Schweiz zwischen 1920 und 1980 an:

Nationale Zusammensetzung der Bevölkerung in der Slowakei
Angaben in 1000 nach Historická ročenka 1985, S. 630

Volkszählung	insges.	slowak.	tschech.	russ/ukr.	poln.	ungar.	deutsch	Sonst.
1921	3000,8	1952,3	72,6	88,9	6,0	650,5	145,8	84,3
1930	3329,7	2251,3	121,6	95,3	7,0	592,3	154,8	107,1
1940								
1950	3442,3	2982,5	40,3	48,2	1,8	354,5	5,1	9,6
1961	4174,0	3560,2	45,7	35,4	1,0	518,7	6,2	6,6
1970	4537,2	3878,9	47,4	42,2	1,0	552,0	4,7	10,9
1980	4991,1	4317,0	57,1	39,2	2,0	559,4	2,9	13,2

Volkszählung	Angaben in Prozent					
	insgesamt	Deutsch	Franz.	Italien.	Rätorum.	Andere Spr.
1920	3 477 935	73,0	21,0	4,0	1,2	0,1
1930	3 710 878	73,7	21,0	4,0	1,2	0,1
1941	4 042 149	73,9	20,9	3,9	1,1	0,2
1950	4 429 546	74,1	20,6	4,0	1,1	0,2
1960	4 844 322	74,4	20,2	4,1	1,0	0,3
1970	5 189 707	74,5	20,1	4,0	1,0	0,4
1980	5 420 986	73,5	20,1	4,5	0,9	1,0

Tabelle 1

Daß aus Volkszählungen, welche - wie die slowakischen - nach der Nationalität fragen, nicht ohne weiteres auf die Muttersprache geschlossen werden kann, versteht sich. Trotzdem vermitteln die Zahlen eine ungefähre Vorstellung von den Sprachverhältnissen in der Slowakei. Vergleicht man die Ergebnisse der verschiedenen Volkszählungen in der Slowakei zwischen 1921 und 1980 (für 1940 liegen keine Zahlen vor), so bestätigt sich, daß bei insgesamt steigender Bevölkerungszahl die Proportionen zwischen den einzelnen Nationalitäten im Gefolge des Zweiten Weltkrieges größeren Veränderungen unterworfen waren. Demgegenüber erscheint die Verteilung der Nationalitäten bei der heimischen Bevölkerung der Schweiz (Ausländer wurden hier nicht berücksichtigt) relativ konstant.

Ein wichtiges Charakteristikum jeder Sprachsituation ist, welche und wieviele Sprecher über Zweisprachigkeit (Bilingualismus) oder Mehrsprachigkeit (Multilingualismus) verfügen. Für die internationale Kommunikation wie auch für die Kommunikation innerhalb multikultureller Länder gibt hier die Statistik über die in einem Lande gelernten Fremdsprachen einen ersten Anhaltspunkt: [Tabelle 2 und 3]

Teilnehmer am Fremdsprachenunterricht an den Berliner Schulen im Schuljahr 1992/93

nach Angaben der Senatsverwaltung für Schule, Berufsbildung und Sport

Sprache	Teilnehmer		
	absolut	in Prozent*	Kl. 5-6 %
Englisch	220441	94,4%	93,9%
Französisch	56394	24,7%	3,4%
Russisch	45373	20,0%	0,5%
Latein	17284	9,0%	1,8%
Altgriechisch	1451	2,0%	-
Spanisch	2101	1,4%	-
Türkisch	1524	0,7%	0,1%
Italienisch	441	0,3%	-
Japanisch	147	0,1%	-
Chinesisch	25	0,03%	-
Neugriechisch	6	0,08%	-

*Als 100% ist die Zahl der Schüler gesetzt, die der Klassenstufe nach an dem jeweiligen Fremdsprachenunterricht teilnehmen könnten.

Tabelle 2

Teilnehmer am Sprachunterricht an den Berliner Volkshochschulen 1992/93

nach Angaben der Senatsverwaltung für Schule, Berufsbildung und Sport

Sprache	Teilnehmer
Deutsch als Fremdsprache	19985
Englisch	34 767
Französisch	8 617
Italienisch	4 413
Russisch	1 508
Spanisch	5 719
Arabisch	379
Chinesisch	96
Dänisch	390
Finnisch	86
Japanisch	290
Latein	574
Neugriechisch	889
Neuhebräisch	79
Niederländisch	427
Norwegisch	243
Polnisch	466
Portugiesisch	419
Schwedisch	1 092
Serbokroatisch	43
Türkisch	1 213
Andere Sprachen	1 132
Deutsch für Deutsche	2 569
Insgesamt	86 396

Tabelle 3

Anmerkungen

*Tagung »Sprachsituation und Sprachkultur im internationalen Vergleich«, 21. - 23. Oktober 1993, Berlin (vgl. dazu den Tagungsbericht in: SPRACHREPORT 1/94, S. 16).

Teil 2 dieses Aufsatzes erscheint in SPRACHREPORT 3/94.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Humboldt-Universität Berlin.

Schriften zur Rechtstheorie

Heft 157

Dietrich Busse

Juristische Semantik

Grundfragen der juristischen Interpretationstheorie in sprachwissenschaftlicher Sicht

318 S. 1993. DM 98,- / öS 765,- / sFr 98,-

ISBN 3-428-07728-8

Daß das Recht ohne Sprache und die Arbeit mit und an Sprache nicht gedacht werden kann, zeigt die Fülle sprachtheoretischer (und hier vor allem semantischer) Überlegungen in der juristischen Interpretationstheorie und Methodenlehre. Gesetzesauslegung und -anwendung ist so immer zugleich und zuerst eine semantische Tätigkeit. Nicht alle der in juristischen Arbeiten diskutierten sprach- und bedeutungstheoretischen Annahmen entsprechen jedoch dem Stand der modernen Sprachwissenschaft. Auch folgt ihre Rezeption anscheinend den vorgegebenen Konfliktlinien juristischer Methodenschulen („subjektive“ oder „objektive“ Auslegungslehre; Auslegung oder Analogie; Rechtsanwendung oder Rechtsfortbildung; Präzisionsideale der Logischen Semantik oder Freiheiten der Hermeneutik usw.), wobei die nahezu vollständig adaptierten sprachphilosophischen und (seltener) linguistischen Positionen häufig zu bloßen Hilfstuppen rechtstheoretischer Auseinandersetzungen gemacht werden. Nur selten bewirkt die Aufnahme sprachtheoretischer Annahmen eine Infragestellung liebgewordener rechtstheoretischer Grundpositionen selbst. Das Buch soll durch die aus der Sicht eines Sprachwissenschaftlers vorgenommene Bestandsaufnahme, Analyse und Kritik der juristischen Semantik und Sprachtheorie einen Überblick über die Diskussionslage geben und zugleich Auswege aus scheinbaren Dilemmata des juristischen Methodenstreits aufzeigen. Dabei ist u. a. die Frage leitend, ob die Sprachlichkeit des Rechts und der Rechtsarbeit mit den klassischen semantischen Beschreibungstopoi allein schon zureichend erfaßt werden kann. Von der Position der modernen sprachwissenschaftlichen Semantik aus sollen die Grundfragen der juristischen Interpretationslehre und Sprachtheorie formuliert werden, um das Terrain zu klären für künftige interdisziplinäre rechtslinguistische Untersuchungen. Erste Antworten aus linguistischer Sicht werden formuliert und dem interessierten juristischen (aber auch linguistischen, soziologischen, politologischen) Publikum zur Diskussion gestellt.

Duncker & Humblot · Berlin

Postfach 41 03 29 · D-12113 Berlin · Telefax (0 30) 79 00 06 31

Jungen und Mädchen lernen verschieden

von Sigrun Richter und Hans Brügelmann

Die bisherige Forschung zeigt: Mädchen werden in der Schule benachteiligt. Vor allem in Mathematik, Informatik und in den Naturwissenschaften kommen ihre Fähigkeiten nicht zur Geltung. Überdies haben Jungen generell bessere Chancen, daß ihre Beiträge im Unterricht auf- und ernstgenommen werden. Einige Forscher(innen) stellen deshalb die Koedukation im Unterricht ernsthaft in Frage.

Über eine »Benachteiligung« von Jungen im sprachlichen Bereich spricht niemand. Dabei wird seit langem diskutiert, daß Jungen vor allem beim Lesen- und Schreibenlernen größere Probleme haben als Mädchen. Zu diesem zentralen Lernbereich haben jetzt *Sigrun Richter* und *Hans Brügelmann* von den Universitäten Bremen und Siegen neueste Befunde aus sieben Forschungsprojekten zusammengetragen, darunter auch drei Studien, die sie selbst seit 1990 in Bremen »und umzu« durchgeführt haben.

Ihre wichtigsten Ergebnisse:

Mädchen sind mit Schriftsprache bereits mehr vertraut, wenn sie in die Schule kommen. Die Überlegenheit der Mädchen zeigt sich im Lesen und Rechtschreiben über die gesamte Schulzeit hinweg. Vor allem sind Jungen in der Gruppe der Problemkinder (je nach Kriterium und Zeitpunkt) zweibis viermal so oft vertreten wie Mädchen.

Mädchen schneiden in ganz verschiedenen Teilleistungen und Aufgabentypen besser ab, und ihr Vorsprung zeigt sich durchgängig in sehr unterschiedlichen Stichproben. Die internationale Lesestudie IEA hat diesen Befund zusätzlich in vielen anderen Schulsystemen und Kulturen bestätigt. Bei genauerem Hinsehen fallen aber einige bedeutsame Abweichungen auf:

Beim Lesen von Sach- und Gebrauchstexten schneiden Jungen gleich gut oder sogar besser ab als Mädchen. Deren Überlegenheit beschränkt sich auf Erzählungen – die in der Schule und in Tests dominierende Textsorte.

Wörter, die für sie inhaltlich bedeutsam sind (z. B. »Computer« oder »Schiedsrichter«), schreiben Jungen im

Durchschnitt ebensooft oder sogar häufiger richtig als Mädchen. Die Leistungen der Mädchen sind weniger abhängig von der inhaltlichen Bedeutsamkeit als die der Jungen.

Biologische Erklärungen der Geschlechterunterschiede beim Lesen und Schreiben (»Das Gehirn der Mädchen reift schneller«, »Linke und rechte Hirnhälfte arbeiten im weiblichen Gehirn anders zusammen«) oder soziologische Erklärungen (»Lesen und Schreiben gilt in unserer Gesellschaft als Frauensache«, »Lese- und Schreibvorbilder im Alltag sind fast immer Frauen: Mütter, Kindergärtnerinnen, Grundschullehrerinnen«) greifen zu kurz. Sie erklären weder die starke Überlappung der beiden Gruppen noch die besonderen Leistungen der Jungen in Teilbereichen.

Wir haben deshalb gemeinsam mit unserem Hamburger Kollegen Peter May genauere Analysen durchgeführt. Sie zeigen,

- daß Jungen und Mädchen unterschiedliche Lese- und Schreibinteressen und dementsprechend auch Lese- und Schreibgewohnheiten entwickeln;

- daß Jungen und Mädchen verschiedene Lese-/Schreibstrategien und darüber hinaus unterschiedliche Lernstile bevorzugen.

Die Ausgangsthese – Jungen lesen und schreiben schlechter als Mädchen – ist deshalb zu differenzieren: Jungen lesen und schreiben anders (und anders) als Mädchen. Dies bedeutet häufig, aber nicht generell, daß sie schlechtere Leistungen erbringen. Wir folgern daraus *nicht*, daß Jungen und Mädchen getrennt unterrichtet werden oder daß geschlechtsspezifische Materialien für den Lese- und Schreibunterricht entwickelt werden sollten. Unsere Befunde sprechen für eine viel weitergehende Öffnung des Unterrichts für den persönlichen Erfahrungshintergrund des einzelnen Kindes. Denn die inhaltliche Bedeutung einer Aufgabe und ihres Kontextes beeinflusst auch das Lernen formaler Leistungen, z.B. der Rechtschreibung.

Als »Differenzierung von oben« (die Lehrerin weist jedem Kind besondere Aufgaben zu) überfordert dieser An-

spruch die Praxis. Über offenere Unterrichtsformen kann dasselbe Ziel jedoch als »Individualisierung von unten« erreicht werden: Jedes Kind wählt Aufgaben und ihre Inhalte in großem Umfang, z. B. Themen beim Textschreiben oder konkrete Wörter für die Rechtschreibübungen, es kann auch Formen seiner Arbeit selbst bestimmen, z.B. Art der Rechtschreibübung, Zeitpunkt des Lesens.

Im Projekt »Kinder auf dem Weg zur Schrift« an der Universität Bremen haben wir dazu konkrete Hilfen für die Unterrichtspraxis entwickelt. Sie erleichtern Lehrer(inne)n den Übergang von einem gleichschrittigen Lehrgangsunterricht zu einem »Lernen auf individuellen Wegen«. Und sie bieten Lese- und Schreibaufgaben, die Kindern ermöglichen, persönliche Erfahrungen und Interessen in den Unterricht einzubringen.

Literaturhinweise

Richter, S./H. Brügelmann (Hrsg.): Mädchen lernen anders – anders lernen Jungen. Geschlechtsspezifische Unterschiede beim Schriftspracherwerb. Sonderband der Reihe »Lesen und Schreiben«. Bottighofen: Libelle 1994.

Brügelmann, H. u.a.: Die Schrift entdecken – Beobachtungshilfen und methodische Ideen für einen offenen Anfangsunterricht im Lesen und Schreiben. Konstanz: Ekkehard Faude 1984 (4. Aufl. 1992).

Sigrun Richter ist Lehrbeauftragte im Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Bremen. Hans Brügelmann ist Professor an der GHS Siegen, Fachbereich Erziehungswissenschaft.

Neue Bücher

Kürschner, Wilfried: Taschenbuch Linguistik. Ein Studienbegleiter für Germanisten. Berlin: Erich Schmidt Verlag 1994. 111 S., DM 19,80

Schroeter, Sabina: Die Sprache der DDR im Spiegel ihrer Literatur. Studien zum DDR-typischen Wortschatz. Berlin: deGruyter 1994. 241 S., DM 130,- (= Sprache – Politik – Öffentlichkeit. Bd 2.)

Stolze, Radegundis: Übersetzungstheorien. Eine Einführung. Tübingen: Narr 1994. 254 S., DM 29,80 (= Narr Studienbücher)

Semantisches Rauschen in der Erlebnisgesellschaft

von Roland Kaehlbrandt

Leben und arbeiten

Der Künstler X »lebt und arbeitet in Berlin«, die »gelernte« Tänzerin Y »lebt und arbeitet in Traben-Trarbach«: Auch wenn diese Formeln im journalistischen Stil beliebt sind und das Urteil zu bestätigen scheinen, daß in Deutschland *Leben* und *Arbeiten* zwei verschiedene Tätigkeiten seien, werden sie doch der modernen deutschen Wirklichkeit nicht gerecht.

Die *Erlebnisgesellschaft* nennt der Soziologe Gerhard Schulze in einem vielbeachteten Grundlagenwerk von teutonischer Breite jenes moderne Ensemble, dessen unterschiedliche Milieus den Kanon preußischer Tugenden durch ein alle Lebensbereiche und auch die Arbeitswelt erfassendes Reklame-Motto ersetzt haben, das lautet: »Erlebe dein Leben!« Längst ist das früher zwischen die grünen Buchdeckel der Karl-May-Romane gezwängte Abenteuer Teil der Arbeitswelt geworden, und was vor zwanzig Jahren noch der Camel- und Marlboro-Werbung vorbehalten schien, dringt heute unaufhaltsam vor bis in den letzten Getränkeshop in Mecklenburg-Vorpommern. Legionen von Marketing-Spezialisten arbeiten seit Jahren an der Umgestaltung der Arbeits- und Konsumsphäre und wirken durch Namensgebung und Wortprägung auf die auch sprachliche Verinnerlichung einer neuen Attitüde hin.

Der deutsche Mensch, so die handlungsleitende Erkenntnis, müsse nicht nur rational, sondern auch als sinnlich-führendes Wesen angesprochen werden – neudeutsch gern als Aufzählung so formuliert: »mit seinen Ängsten, Hoffnungen, Träumen, Erwartungen und Sehnsüchten.«

Das Eindringen der *Erlebnisgesellschaft* in das alltägliche Arbeiten und

Konsumieren wird im folgenden in einigen Kurzporträts neuer Wörter oder alter Wörter mit neuen Bedeutungen beschrieben.

Katastrophen, Triebe und andere Naturgewalten

Je weiter sich Naturgewalten und Abenteuer im technischen Zeitalter in Reise- und Fotomagazine zurückziehen, desto stärker treten sie offenbar im Sprachgebrauch hervor: »Also mit de Hunde hier, dat is ene *Katastrophe*«, meint ein Herr mit Filzhut vor dem Kölnischen Traditionsgasthaus *Früh*. Zugestanden sei, daß hier immerhin ein natürliches Wesen und seine organischen Hervorbringungen Auslöser der *Katastrophe* sind. (Übrigens legt die Gattin des empörten Herrn eine politische Lösung nahe: »Die Partei, die das in den Griff bekommt, die wähl' ich!«).

Als *Katastrophe* bezeichnet Brandenburgs Sozialministerin Regine Hildebrandt den Geburtenrückgang in Ostdeutschland, während Rudolf Scharping eine »*katastrophale* Sportstättensituation« meint ausmachen zu können. Ohnehin scheint sich in Rheinland-Pfalz wüstes Triebleben ungehindert zu entfalten, prangert doch die dortige GEW den Hang zu *Sparorgien* an. Aber auch in die inter-bürokratische Kommunikation, so ganz von Büro zu Büro, haben Naturgewalten Einzug gehalten: »Mit dem Kopierer ist das wirklich die totale *Katastrophe*«, umreißt eine Versicherungsangestellte die Krisenstimmung. »Keine *Panik*«, beruhigt sie viril der im Krisenmanagement geübte Monteur. »Die letzte Dienstreise nach Düsseldorf war ein *Horrortrip*«, berichtet ein höherer Verwaltungsbeamter, und mit den Worten »Hier *bricht* jede Sekunde *alles zusammen*« beantwortet eine Sekretärin die

Frage nach dem Wohlbefinden, wobei sie erläuternd hinzufügt: »Bei uns herrscht nämlich schon seit Wochen das *totale Chaos!*«

Der deutsche Durchschnittsmensch führt ein gefährliches und aufregendes Leben. *Extreme Problemlösungen* hält ein Dresdner Installationsbetrieb bereit. *Unheimlich spannend*, findet ein Psychotherapeut den Bericht eines frustrierten Mittvierzigers über den Streit mit seinem Nachbarn. Ein Magazin des Volkshochschulverbandes wünscht sich Leser als *spannende Minorität* – wohl doch nicht, weil das Magazin selbst langweilig ist? Als *spannende Verkaufsstrategie* bezeichnet ein PR-Mann Überlegungen zur Verkaufsförderung von diversem Gartenbaugerät. *Unwahrscheinlich spannend* findet ein rheinischer Polsterer eine neue Stoffkollektion. Und mit *irrsinnig spannend* apostrophiert die Angestellte eines Reisebüros die Destinationen eines Reiseveranstalters von eher biederem Ruf.

Ich sag' mal

Und wohlfühlen wollen sie sich, die Deutschen. Und dazu wollen sie *Spaß*. *Spaß mit Kultur, Spaß mit Kunst, Spaß mit Klassik, Spaß mit Theater*. Überall, auch in den einst ernstesten Gefilden der Hochkultur, ist der *Spaß* auf dem Vormarsch. *Gut gelaunt genießen, I like Genuß sofort*, ist die Devise. Da fehlt nur noch der *Spaß im Gotteshaus*. Der *Spaß* ist ein treffender Oberbegriff für die alles nivellierende Versinnlichung der deutschen Gegenwartssprache, die der Geschmacksrichtung eines mittleren Angestelltenmilieus entspricht, dessen Erlebnisparadigma zwischen dem Typ *nette Runde* und *Miami Beach* oszilliert. Das *nette Reisebüro von nebenan* lädt ein, der

Nachbarschaftsshop ganz in ihrer Nähe ist eigentlich eine Tankstelle, in der Kneipe wird freundliches Diebels getrunken, bei einem Unternehmensberater kann jeder das ganz persönliche Seminar für Führungskräfte buchen, in einer Großbank wird auch der unbekannte Kunde mit tschüß verabschiedet, während der Frischdienst von funny frisch ständig im Einsatz ist, um Knabberfreunden zu garantieren, was sie an Chipsfrisch schätzen – die Knusprigkeit, die einfach zum Anbeißen ist.

Besonders die Formel *Ich sag mal* ist in diesem expandierenden Soziolekt beliebt. Mit *ich sag mal* wird der Hörer darauf vorbereitet, daß das Folgende keinen Anspruch auf sorgfältige Formulierung erhebt, sondern daß es eben ganz locker so dahin gesagt wird. *Ich sag mal* ist damit auch ein Ausdruck der Dialogbereitschaft des Sprechers. Denn das, was nach *ich sag mal* kommt, verlangt ein Mitmachen des Hörers, eine Bereitschaft zum Nachvollziehen dessen, was der Sprecher meint. Andernfalls ist nämlich das, was durch *ich sag mal* eingeleitet wurde, meist kaum verständlich. Oft verbindet sich *ich sag mal* mit *Kein Thema*, ein Ausdruck, der dem zuvor allmächtigen *Alles klar* Konkurrenz macht. Fragt man den Verkäufer, ob die Waschmaschine auch robust sei, so kommt spontan die Antwort. »Also ob die hält, *ich sag mal: Kein Thema!*« Noch weltläufiger kommt da schon das selbstsichere *Null problemo* daher, das entfernt an das Spanische erinnert.

Der Satzabschluß erfolgt im Soziolekt der neuen deutschen Mehrheit gewöhnlich durch *und, und, und*. Diese dreifache Wiederholung ersetzt das fremdländische *etc.* und das altbackene *usw.* *Und, und, und* folgt dem logischen Prinzip, daß die Wiederholung die einzige Möglichkeit ist, sich nicht zu widersprechen. Und schließlich deutet *und, und, und* an, daß die deutsche Erlebnisgesellschaft zu einer unendlich unsäglichen Geschichte aufgebrochen ist, die daher nicht mehr mit Worten erzählt werden kann.

Der Autor ist Leiter »PR und Kommunikation« bei der Bertelsmann-Stiftung, Gütersloh.

Stil, was das sei, wenn das jemand wüßte

Fragen und Antworten zur Stilistik auf der Jahrestagung 1994 des Instituts für deutsche Sprache

»Stilfragen« hatte die größte deutsche linguistische Forschungseinrichtung als Thema ihrer Jahrestagung gewählt. Die Vorsicht bei der Formulierung zeigt deutlich: Die Institutsleitung hat es sich mit der Wahl gerade des Themas, das in der westdeutschen – anders als in der ostdeutschen – Sprachwissenschaft lange Zeit kaum eine Rolle spielte, nicht leicht gemacht.

Die Stilistik, deren Anfänge in die Latinität zurückreichen, stellt in der modernen Linguistik eine noch sehr junge Disziplin dar. Ihre Theoriebildung und ihre relative Abgrenzung gegenüber anderen Disziplinen sind keineswegs abgeschlossen. Entsprechend breit war das Meinungsspektrum bei der Mannheimer Tagung.

In den fünfzehn Referaten wurden neben so grundsätzlichen Fragen wie, was eigentlich »Stil« sei und ob er meßbar sei, auch Fragen der Stilsemiotik, des Stilwandels und des Stilbegriffs in der Literaturwissenschaft erörtert. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzung stand der moderne Stilbegriff, der weniger fragt, »wie sage ich etwas«, als »wozu sage ich etwas auf diese oder jene Art und Weise«, der also Schreiben und Sprechen als zweckorientiertes Handeln versteht. Barbara Sandig aus Saarbrücken und Ulrich Püschel aus Trier, zwei Hauptvertreter dieser Richtung, führten aus, es handle sich dabei um einen ganzheitlichen Ansatz. Möglichst alle Parameter, die an der Stilkonstituierung beteiligt sind, sollen auch in der Stilanalyse berücksichtigt werden.

Zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft

Stilistik in diesem Sinn bedeutet Textanalyse, die Ergebnisse aus anderen Gegenstandsbereichen der Linguistik – Grammatik, Lexik, Textsortenlinguistik etc. – unter ihrem konzeptionellen Dach vereinigt und zueinander in Beziehung setzt. So definiert, scheint eine linguistische Stilistik von ihrem literaturwissenschaftlichen Pendant nicht mehr weit entfernt. Tatsächlich besetzt die Linguistik spätestens seit 1985, als die »Deutsche Satzsemantik« von Peter von Polenz erschien, auch die Schnittstelle zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft.

Um Stil als terminus technicus der Literaturwissenschaft ist es ruhig geworden, konstatierte der St. Gallener Philologe Johannes Anderegg auf der Tagung. Jean-Marie Zemb vom Collège de France skizzierte im vielleicht lebendigsten und beziehungsreichsten aller Vorträge die alte französische Idee von der Meßbarkeit des Stils, der Stilometrie. Sie bedient sich einer quantitativen Erfassung stilistischer Merkmale und ermöglicht in vielen Fällen, Texte einer bestimmten Epoche oder einer bestimmten Person zuzuordnen. Doch auch die stilsemiotische Forschungsrichtung konnte nichts entscheidend Neues zur aktuellen Diskussion beitragen.

Angenehm überraschte, daß der Diskussionsstil während der Tagung, der – ganz im Sinne des Themas – einer Sprachkultur verpflichtet war, die wissenschaftliche Exaktheit und relative Allgemeinverständlichkeit vereint. Zu Zeiten einer allein an den Naturwissenschaften orientierten linguistischen Methodik war das nicht immer so.

Die Jahrestagung endete mit einem Resümee von Gerhard Stickel, dem Geschäftsführenden Direktor des Instituts, der hervorhob, das Wort »Stil« sei wieder für die Wissenschaft verfügbar gemacht worden. Als linguistische Teiltheorie hat sich die Stilistik allerdings noch nicht etabliert, dafür scheint ihr methodisches und theoretisches Rüstzeug bislang nicht auszureichen. Sie ist aber auf dem besten Weg dorthin.

Welche Stellung Stilbegriff und Stilistik in der Sprachwissenschaft letztendlich einnehmen werden, darauf hat die Jahrestagung keine Antwort gegeben, und das war durchaus richtig. Soviel aber dürfte klar geworden sein: Die Linguisten brauchen eine Stilistik, und auch wir als normale Sprachbenutzer brauchen eine. Lehrer, die tagtäglich die Ausdrucksweise ihrer Schüler korrigieren müssen, brauchen ebenfalls eine. Aber man benötigt eine gute Antwort darauf, was Stil sei, was er leistet und wie man ihn womöglich beurteilen kann, und für eine gute Antwort braucht man Zeit.

Dieser Tagungsbericht wurde in leicht veränderter Form veröffentlicht in NEUE ZEIT (Berlin), 20.03.1994.

Frank Eggensperger, Mannheim

Schtrampfungugel

von Rainer Moritz

Die Indischen Elefanten sind vom Aussterben bedroht, Jägerschnitzel-Liebhaber auch und Sozialisten sowieso. Und der Dialekt natürlich, wenngleich uns die Mundartbewegung von Lothar Matthäus bis Heinz Schenk eines Besseren belehren will. Verstärkung und Verhochdeutschung verrichten ihr grausames Werk und lassen das Anheimelnde in der Rede verschwinden, ob in Timmendorfer Strand oder Kiebingen. Doch nicht bei uns in der Steiermark, sagten sich Wehrhafte im vergangenen Jahr anlässlich der pompösen Peter-Rosegger-Landesausstellung, schufen ein Kuratorium der »Roten Liste der aussterbenden steirischen Wörter« und gaben das bedrohte Gut zur Adoption frei. Bundespräsident Dr. Klestil entschied sich zwar nicht für diese oder jene seiner Damenbekanntschaften, aber immerhin für »Roan«, das, so die federführende Grazer Werbeagentur »Peter & der Hirsch« (sic!), »verbindender Streifen zwischen zwei Grundstücken« bedeute. Der Musiker Gert Steinbäcker hingegen, an dessen

Akkorde wir uns nicht erinnern und recht besehen gar nicht erinnern wollen, blieb im Metier und votierte für »wöha« = Anfeuerungsruf für Kühe.

Und weil auch das gemeine Volk Anteil an seiner Sprache zu nehmen hat, bot die Rosegger-Schau Gelegenheit, schützenswertes Worturgestein vorzuschlagen. Einer, dessen Namen wir kennen, aber nicht verraten, trug sich (in Erinnerung an eine Romanfigur Fritz von Herzmanowsky-Orlandos) als Dr. Alois Schoihsrادل vom Antiautomobilclub »Owacht« ins Gästebuch ein und erfand das klangschöne Wort »Schtrampfungugel«, das er – Jagdtraditionen flößen Vertrauen ein – immer gehört habe, »wenn der Großvater auf die Pirsch ging«. Die Wochen zogen ins steirische Land, bis der imaginäre Doktor Post an seine Deckadresse bekam – und eine schöne Urkunde, deren Wortlaut vollständig zitiert sei: »Das Kuratorium hat nach eingehender Prüfung und im Sinne Peter Roseggers *Dr. Alois Schoihsrادل* die Patenschaft für das

steirische Wort »Schtrampfungugel« übertragen. Obgenannte Persönlichkeit bekennt sich zu einem eigenständigen, steirischen Sprachschatz und verpflichtet sich, dieses Wort im persönlichen Wirkungsbereich zu verbreiten, zu beleben und dessen Inhalt verständlich zu machen. Steiermark, anno 1993«. Unterzeichnet ist das Dokument vom Brauereirepräsentanten Dr. Gruber, Bankdirektor Dr. Doppelhofer und vom Kuratoriumsvorsitzenden, dem Wirtschaftshistoriker Universitätsprofessor Dr. Dr. Gerald Schöpfer. Unser Dank gilt nicht diesen Herren, die Nicht-Existentes eingehend zu prüfen verstehen, sondern dem prächtigen Schoihsrادل, dem ein Ehrenplatz im Dialektologenhimmel sicher sein sollte. Der Verbreitung und der Belebung von »Schtrampfungugel« ist er – wie man sieht – bereits nachgekommen. Lediglich mit dem Verständlichmachen hapert's noch.

Der Autor ist Lektor beim Erich-Schmidt-Verlag, Berlin.

SPRACHE HAT UNS WAS ZU SAGEN!

Deshalb



SPRACH REPORT

P 20157 F

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Reden Sie mit! Per Abonnement:

SPRACHREPORT erscheint vierteljährlich. Ein Jahresabonnement kostet 16,- DM einschließlich Porto.

Ich abonniere die Zeitschrift SPRACHREPORT ab Heft _____ /94. Dieses Abonnement kann ich frühestens nach Ablauf eines Jahres kündigen. Es verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn ich die Kündigung nicht 2 Monate vor Ablauf des Abonnements schriftlich mitteile.

Vor- und Zuname: _____

Adresse: _____

Datum: _____ 1. Unterschrift: _____

Die Rechnung wird an die oben genannte Adresse zugestellt. Ich kann dieses Abonnement eine Woche nach Erhalt des ersten Heftes schriftlich widerrufen. Ich bestätige durch meine 2. Unterschrift, daß ich mein Widerrufsrecht zur Kenntnis genommen habe.

Datum: _____ 2. Unterschrift: _____

An: Institut für deutsche Sprache, – Sprachreport –, Postfach 10 16 21, 68 016 Mannheim